Alfred Hitchcock

Die drei ??? und der Zauberspiegel

Erzählt von M. V. Carey
nach einer Idee von Robert Arthur

Franckh'sche Verlagshandlung
Stuttgart

Aus dem Amerikanischen übertragen von Leonore Puschert
Titel der Originalausgabe: »Alfred Hitchcock and The Three Investigators in The Secret of the Haunted Mirror«
(Random House, Inc., New York / 1974, ISBN 0-394-82820-8)
© 1974, Random House, Inc., New York. This translation published by arrangement with Random House, Inc.

Schutzumschlag von Aiga Rasch

CIP-Kurztitelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Carey, M. V.:
Die drei ??? [Fragezeichen] und der Zauberspiegel / erzählt von M. V. Carey nach e. Idee von Robert Arthur. Alfred Hitchcock. [Aus d. Amerikan. übertr. von Leonore Puschert]. –
8. Aufl. – Stuttgart : Franckh, 1984.
Einheitssacht.: Alfred Hitchcock and the three investigators in the secret of the haunted mirror <dt.>
ISBN 3-440-05214-1
NE: Hitchcock, Alfred [Angebl. Verf.]

8. Auflage / 136.–160. Tausend
Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart / 1984
Alle Rechte an der deutschen Ausgabe, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung, vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Für die deutsche Ausgabe:
© 1977, Franckh'sche Verlagshandlung, W. Keller & Co., Stuttgart
ISBN 3-440-05214-1 / L 9sl H cs
Printed in Czechoslovakia / Imprime en Tchecoslovaquie
Satz: Druckhaus Waiblingen, Waiblingen
Gesamtherstellung durch Artia, Prag

Die drei ??? und der Zauberspiegel

Ein Wort von Alfred Hitchcock	7
»Haltet den Dieb!«	10
Ein Spiegelkabinett	14
Chiavos Fluch	24
Justus wittert ein Geheimnis	31
Schon die zweite Warnung	41
Peter auf der Pirsch	46
Spuk im Spiegel	55
Ein Phantom und sein Schlupfwinkel	61
Ein rätselhafter Brief	68
Der Mantel des Magiers	75
Das Verhängnis bricht herein!	82
Wo ist Jeff?	87
Verräterisches Glockenspiel	91
Zu Hilfe!	96
Wettlauf gegen die Uhr	104
Der Kampf um den Zauberspiegel	111
Der Spiegel gibt sein Geheimnis preis	117
Einladung für Alfred Hitchcock	126

Ein Wort von Alfred Hitchcock

Dieses Vorwort erübrigt sich für den Leser, der die drei ??? bereits kennt. Bitte sehr: gleich zum ersten Kapitel weiterblättern und hinein ins Abenteuer!

Wer aber Justus Jonas, Peter Shaw und Bob Andrews noch nicht begegnet ist, dem erteile ich mit Vergnügen Auskunft über die drei und ihr Detektivunternehmen. Also: die hoffnungsvollen Jünglinge wohnen in Rocky Beach in Kalifornien, einer Kleinstadt in der Nähe von Hollywood. Justus Jonas, dem gewichtigen und gewitzten Burschen, der als Erster Detektiv dem Trio vorsteht, sind verblüffende Geistesgaben (und leider auch manchmal ein recht arrogantes Auftreten!) zu eigen. Peter Shaw, Zweiter Detektiv, ist ein Athlet und Aktivist, aber jedem Leichtsinn abhold, und Justs Wagemut macht ihm oft sehr zu schaffen. Bob Andrews, ein gescheiter Kopf und Bücherfreund, geht bei seinen Recherchen zur Aufklärung der zu bearbeitenden Fälle immer äußerst gründlich vor.

Die Jungdetektive haben ihr Hauptquartier in einem alten Wohnwagen, der auf dem Schrottplatz von Justs Onkel abgestellt ist. Ihre Unternehmungen beschränken sich nicht nur auf Rocky Beach. Des öfteren spinnen sich geheimnisvolle Fäden auch zu anderen Ländern und Erdteilen. In dem hier vorliegenden Fall begegnet den Jungen in einer alten Villa in Hollywood – notabene einem berüchtigten Spukhaus – eine Geistererscheinung, und sie versuchen, das Geheimnis jenes Mannes zu ergründen, der in einem Spiegel verschwand und nie mehr auftauchte.

Oder doch? Dies, geschätzter Leser, entscheide selbst.

Alfred Hitchcock

P.S. Wichtig für alle Leser!

Ich kenne meine Leser als intelligent und hoffe, ihr seid alle gut beschlagen in Geographie und Zeitgeschichte. Deshalb war ich in diesem Fall vorübergehend versucht, euch die Sache mit dem Zauberspiegel aus dem rätselhaften Lande Ruffino einfach ohne weitere Erklärung vorzulegen. Die Mehrzahl unter euch hätte sicherlich Lunte gerochen und sich gesagt: »Aha – hier mußten Persönlichkeiten und Vorgänge aus Gründen der Vorsicht in abgewandelter Form dargestellt werden.«

Doch mittlerweile habe ich mich dafür entschieden, einen Hitchcock-Leser lieber nicht an der Nase herumzuführen. Also kurzum: die Geschichte, worin die drei ??? und einige mehr oder minder hochgestellte Leute hier verwickelt sind, spielte sich in Wahrheit in einem gewaltigen Konzern, einer Mammut-Firma, in einem südamerikanischen Staat ab. Die drei ??? und ich haben uns darauf geeinigt (wie gesagt: aus Vorsicht und aus Rücksicht), die Hintergründe dieses spannenden Falles hier im Buch ganz und gar verändert darzustellen und das Gras, das inzwischen über die Sache gewachsen ist, ruhig weiter wachsen zu lassen. So wurde also – um nur ein Beispiel zu nennen – aus dem Generaldirektor jenes riesigen Unternehmens eben . . . der Staatspräsident des erfundenen Mini-Landes »Ruffino«.

Unser Erster Detektiv hatte die Grund-Idee zu dieser Verwandlung, und ich stelle anerkennend fest, daß Justus beileibe nicht immer nur nüchtern und realistisch ist, sondern viel Phantasie besitzt. Bob, der Schreibgewandte unter den drei ???, steuerte in seiner »entschärften« Form des Protokolls mit großem Vergnügen hübsche und passende Einzelheiten bei. Und Peter, der Vorsichtige, konnte aufatmen – denn insbesondere er fand es

riskant, wenn nicht sogar gefährlich, eine so heikle Geschichte wie Erpressung in einem machtvollen Großkonzern unverhüllt in einem Buch über die drei ??? auftauchen zu lassen. So etwas wird ja leicht zur politischen Affäre und kann großen Schaden anrichten. Daher also ließen wir lieber den Inselstaat »Ruffino« aus dem Meer auftauchen! *A. H.*

»Haltet den Dieb!«

»Onkel Titus ist selig», sagte Justus Jonas. Der stämmige Junge lehnte am Kotflügel des Transporters, der dem Gebrauchtwaren-Center T. Jonas gehörte. »Hat er doch an einem einzigen kurzen Nachmittag vier Buntglasfenster, einen Marmorkamin, eine antike Badewanne und sieben Mahagonitüren erstanden.«

Peter Shaw stöhnte und setzte sich auf den Bordstein. »Wenn du mich fragst: ganz so kurz war dieser Nachmittag nicht«, beschwerte er sich. »Mindestens nicht für uns, solange wir all das Zeug auf den Wagen laden mußten. Die Badewanne war obenhin eine Tonne schwer!«

Bob Andrews grinste. »Es war harte Arbeit«, sagte er, »aber es macht Spaß, dabei zu sein, wenn Justus Onkel so einen richtigen Großeinkauf tätigt.«

Justus wischte sich mit dem Ärmel über die Stirn. Gleich nach dem Mittagessen waren er, Bob und Peter mit Onkel Titus aus Rocky Beach weggefahren. Ein altes Haus in den Bergen über Hollywood sollte abgerissen werden, und Onkel Titus hatte sich vorgenommen, es regelrecht auszubeinen. Jetzt war es fast vier Uhr, und die Augustsonne brannte kräftig aufs Bergland nieder. Die Stadt unten schien in Hitzewallungen zu flimmern.

»Justus«, sagte Peter, »was macht dein Onkel eigentlich so lange da drinnen?«

»Höchstwahrscheinlich vergewissert er sich, daß er nicht etwa eine Kostbarkeit übersehen hat«, meinte Justus Jonas.

Die anderen beiden nickten. Der Jonas'sche Trödelmarkt, der Justus Onkel und Tante gehörte, war entlang der ganzen Pazifikküste für sein vielseitiges Warenangebot bekannt. Onkel Titus graste in regelmäßigen Abständen den Großraum Los Angeles nach antiken Türen, ausgefallenen Lampen, Toren,

Zäunen, Haushaltsgeräten und Gebrauchtmöbeln ab. Manchmal kaufte er Dinge, die sich nur äußerst schwer wieder absetzen ließen. Tante Mathilda schimpfte dann ein bißchen, aber sie gebot doch immer den beiden irischen Brüdern Patrick und Kenneth, die im Schrottlager arbeiteten, für die neuesten Kuriositäten auch noch Platz zu schaffen. Über kurz oder lang fanden auch die bizarrsten Möbelstücke ihren Käufer, und dann trumpfte Onkel Titus gehörig auf.

Justus lächelte, als Onkel Titus endlich aus der riesigen, im viktorianischen Stil nachempfundenen Villa kam, die ganz oben am Ende der Höhenstraße, Crestview Drive, lag. Mr. Jonas blieb noch einmal kurz stehen, um mit dem Vorarbeiter der Abbruchkolonne zu reden, die demnächst das Haus niederreißen würde, um Platz für einen neuen Wohnblock zu schaffen. Dann schüttelten sich die beiden Männer die Hand, und Onkel Titus kam den Fußweg herunter zum Wagen.

»Alles klar, ihr drei«, sagte er. »Jetzt gibt es da drinnen nichts Lohnendes mehr. Trotzdem ist es schade. Häuser wie dieses hier baut man heute nicht mehr. Es muß prachtvoll gewesen sein, als es neu war. Jetzt sind überall die Termiten und der Hausschwamm.« Onkel Titus seufzte, strich sich den großen schwarzen Schnurrbart glatt und stieg ins Führerhaus des Transporters. »Los!« rief er.

In wenigen Sekunden hatten sich die Jungen hinten im Laderaum zwischen den Mahagonitüren und den Buntglasfenstern verstaut. Langsam begann der Wagen die steil abfallende Straße nach Hollywood hinunterzurollen. Beim Hinausschauen sah Justus, daß die meisten Grundstücke in der Nachbarschaft recht gepflegt waren. Sehr große alte Häuser säumten die Straße. Ein paar waren im Stil englischer Landhäuser erbaut, andere ähnelten französischen Schlössern, und viele waren Villen im Stil der spanischen Kolonialzeit mit stuckverzierten Mauern und mächtigen roten Ziegeldächern.

»Da!« Bob tippte Justus auf die Schulter und zeigte auf ein wahrhaft gewaltiges spanisches Haus rechts an der Straße. Davor parkte ein Wagen – ein ganz besonderer Wagen. Ein schwarzer Rolls-Royce mit vergoldeten Beschlägen.
»Das ist ja unsere Prachtkutsche!« rief Justus. »Dann muß auch Morton irgendwo in der Nähe sein.«
Vor einiger Zeit hatte Justus bei einem Preisausschreiben einer Mietwagenfirma gewonnen. Der Preis war die Nutzung jenes Rolls-Royce-Veteranen für die Dauer von dreißig Tagen samt Chauffeur Morton, einem würdigen Briten. Morton hatte die drei Jungen damals oft gefahren, wenn sie im Verlauf ihrer Ermittlungen Geheimnisse ergründen, verborgene Schätze aufspüren und manch schlimmen Plan vereiteln mußten. Als die gewonnenen dreißig Tage um waren, hatte ein dankbarer Kunde dafür gesorgt, daß der Rolls-Royce den Jungen jederzeit zur Verfügung stand, wenn sie ein Transportmittel brauchten.
Onkel Titus schaltete herunter und fuhr vorsichtig an dem blinkenden Rolls-Royce vorüber. Und da öffnete sich plötzlich die Haustür der großen Villa. Ein magerer kleiner Mann in einem dunklen Anzug lief eilig heraus und rannte weg, so schnell ihn seine dünnen Beine trugen.
»Halt! Stehenbleiben, elender Schuft!«
Morton lief in großen Sätzen hinter dem Mann her.
Onkel Titus trat voll auf die Bremse, und Peter sprang aus dem Wagen und sauste los, um der flüchtenden Gestalt den Weg abzuschneiden.
»Haltet den Dieb!« schrie Morton.
Peter stürzte sich auf den Mann und versuchte ihn um die Mitte zu packen. Der Kerl war klein, aber flink. Seine Faust schnellte vor, und Peter spürte einen jähen, betäubenden Schmerz unter dem rechten Auge. Dann sackten ihm die Beine weg, und er stürzte seitwärts hin. Rasche Schritte entfernten sich, und er hörte eine Autotür zuschlagen.

»Hol’s der Kuckuck!« rief Morton empört.
Peter öffnete die Augen und schüttelte den Kopf, um wieder klar zu kommen. Morton war über ihn gebeugt.
»Alles in Ordnung, Peter?« erkundigte sich der Chauffeur.
»Ich glaube schon. Ich muß nur wieder zu Atem kommen.«
Bob und Justus kamen angerannt.
»Der Bursche ist auf und davon«, berichtete Bob. »Sein Auto hatte er unten an der Straße geparkt.«
Morton erhob sich zu seiner vollen Größe von fast zwei Meter. Sein langes, normalerweise liebenswürdiges Gesicht war rot vor Zorn und Anstrengung. »Wie konnte ich den erbärmlichen Kerl nur entwischen lassen?« rief er. Dann hellte sich seine Miene wieder ein wenig auf. »Immerhin haben wir ihm tüchtig Angst eingejagt!« verkündete er.

Ein Spiegelkabinett

»Morton, ist er weg? Ich habe die Polizei angerufen!«
Justus sah verdutzt auf. Peter, noch ganz benommen, rieb sich das Gesicht, und Bob starrte mit offenem Mund die Frau an, die im Türrahmen der spanischen Villa erschienen war.
»Ich fürchte, er ist entkommen, Madam«, sagte Morton.
Die Frau kam den Gartenweg entlang. Justus bemerkte plötzlich, daß sein Mund ebenfalls offenstand, und er machte ihn zu. Justus Jonas war nicht leicht aus der Fassung zu bringen, aber wer bliebe schon gefaßt beim Anblick einer Dame in einem Gewand aus schwerem Brokat mit gebauschtem Reifrock? Als sie näher kam, sah Justus, daß das weiße, hoch aufgetürmte Haar in Wahrheit eine gepuderte Perücke war.
»Mrs. Darnley«, sagte Morton, »ich möchte Ihnen meine Freunde, die drei Detektive, vorstellen.«
»Ach?« Die Dame wirkte sekundenlang verblüfft. Dann lächelte sie. »O ja. Die drei jungen Detektive. Morton hat mir von euch erzählt. Laßt euch mal anschauen.« Sie nickte Justus zu. »Ich meine, du müßtest Justus Jonas sein.«
»Ja«, sagte Justus.
Morton stellte noch Bob und Peter vor. »Peter hat versucht, den Eindringling aufzuhalten«, erklärte er.
»Dir ist nichts passiert, oder doch?« erkundigte sich Mrs. Darnley.
»Nein, Madam«, sagte Peter. Langsam stand er auf.
»Das ist ein Glück. Einbrecher können bekanntlich sehr gefährlich werden.«
Onkel Titus stieg nun auch vom Transporter herunter.
»Mrs. Darnley, das ist Mr. Titus Jonas«, sagte Morton.
Die Dame lächelte gewinnend. »Oh, das ist mir ein Vergnügen!

Ich habe von Ihnen und Ihrem berühmten Trödelmarkt gehört. Ich wollte Sie immer schon aufsuchen, um nachzufragen, ob Sie vielleicht interessante Spiegel auf Lager haben.«
»Spiegel?« wiederholte Onkel Titus.
»Ja, die sammle ich nämlich. Kommen Sie doch herein und schauen Sie sie sich an.«
Sie wandte sich um und eilte leichtfüßig zum Haus zurück, wobei ihr weiter Rock raschelte.
»Zieht sich die Dame immer so an?« fragte Peter.
»Sie ist eine höchst bemerkenswerte Persönlichkeit«, erklärte Morton. »Ich fahre sie ziemlich häufig, da sie sich nicht mit einem eigenen Wagen belasten will. Ihr Haus wird euch faszinieren.« Das Haus *war* faszinierend. Die Jungen und Onkel Titus folgten Morton durch eine dämmrige und ungewohnt kühle Eingangshalle. Zur Linken schwang sich eine mächtige Treppe majestätisch ins Obergeschoß hinauf; dahinter bog ein langer, enger Korridor ab, der die Tiefe des Hauses fast ganz durchmaß. Zur Rechten führte eine reich verzierte Flügeltür in einen Raum, der zu dunkel war, als daß man sein Inneres erkennen konnte. Die Besucher wurden geradeaus in einen geräumigen Salon geführt – und hier schienen die Wände von tanzenden und zitternden Schatten belebt. Schwere Vorhänge schirmten das Sonnenlicht ab, und jetzt erst merkten die Jungen, daß die beweglichen Schatten ihre eigenen Abbilder waren. Sie fanden sich in Spiegeln wieder – in Dutzenden von Spiegeln, vielleicht auch Hunderten. Sie sahen ihr Spiegelbild gespiegelt. Im Raum schienen nicht drei Detektive, sondern dreißig oder dreihundert zu sein.
»Sind sie nicht schön?« Mrs. Darnleys Gestalt geisterte durch all die Spiegel, als sie nun an Justus herantrat.
»Mir wird ganz schwindlig«, sagte Peter.
»Dann setz dich hin«, empfahl Mrs. Darnley. Sie ließ sich auf einem kleinen Stuhl am Kamin nieder. »Meine Spiegel sind fast

nur antike Stücke«, erklärte sie, »und sie alle haben eine Geschichte. Ich habe mein ganzes Leben damit zugebracht, diese Sammlung aufzubauen. Als kleines Mädchen fing ich damit an. Kennt ihr die Geschichte von Alice im Wunderland, die durch den Spiegel geht und jene wundersame Welt entdeckt, in der alles umgekehrt ist? Als ich noch klein war, glaubte ich, das könnte ich auch, wenn ich nur den richtigen Spiegel dafür hätte.«
Ein Junge, etwa von Peters Alter und Größe, kam ins Zimmer. Er hatte feuerrotes Haar, und seine Nase war mit Sommersprossen übersät. Hinter ihm kam ein Mädchen, fast ebenso groß wie er, aber mit dunklerem Haar. Sie lächelte Morton zu, der steif an einem Fenster stand. Dann blickte sie Onkel Titus und schließlich die Jungen an.
»Das sind meine Enkelkinder«, sagte Mrs. Darnley. »Jenny und Jeff Parkinson. Kinder, das ist Mr. Titus Jonas, dem der berühmte Trödelmarkt gehört, das ist sein Neffe Justus, und das sind die Freunde, Bob und Peter.«
»Die drei Detektive!« rief Jeff.
»Das trifft sich ja gut!« sagte das Mädchen. »Wo wir gerade einen Einbrecher hier hatten – allerdings hat er nichts mitgenommen.«
»Fehlt wirklich nichts?« fragte Mrs. Darnley.
»Soviel wir bis jetzt feststellen können, nein«, antwortete Jenny.
Da hörten sie vom Tal her einen näherkommenden Sirenenton.
»Das wird die Polizei sein«, sagte Mrs. Darnley. »Jenny, du machst dann auf. Und Morton, setzen Sie sich doch bitte hin. Es sieht richtig unbequem aus, wie Sie dastehen – wie eine Bildsäule.«
»Sehr wohl, Madam«, sagte Morton und ging zu einem Stuhl.
Jenny führte zwei junge Streifenpolizisten ins Zimmer. Dem einen fiel die Mütze aus der Hand, als er Mrs. Darnley in ihrem Brokatkleid sah. Sie nahm sein Staunen nicht zur Kenntnis und berichtete den beiden kurz, was geschehen war.

»Ich war oben und trank gerade eine Tasse Tee«, sagte sie. »Mein Diener John Chan war auch da, er servierte. Beide hörten wir nichts Ungewöhnliches. Der Einbrecher glaubte zweifellos, es sei niemand im Haus. Als dann aber Morton und meine Enkel vom Markt aus der Stadt zurückkamen, überraschten sie den Einbrecher. Er war in der Bibliothek, und nach unseren Feststellungen hat er nichts mitgenommen. Vielleicht blieb ihm dazu keine Zeit mehr.«

Morton und die Jungen gaben dann eine Beschreibung des Mannes, der aus dem Haus geflüchtet war – klein, sehr mager, dunkelhaarig und drahtig, mittleren Alters, aber stark und flink. Justus beschrieb den Wagen, in dem der Mann entkommen war.

»Diese Automarke gibt es zu Tausenden«, sagte der eine der Polizisten. »Hast du dir das amtliche Kennzeichen gemerkt?«

»Leider nicht«, sagte Justus. »Der Wagen und das Nummernschild waren ganz verdreckt.«

Der Polizist schrieb etwas in sein Notizbuch und seufzte.

»Wir wissen, wie er hereinkam«, sagte Jenny Parkinson. »Er hat das Schloß am Eingang zur Küche aufgebrochen.«

Der Polizist nickte. »Immer das alte Lied«, sagte er. »Hintertüren haben einfach nie ordentliche Schlösser.«

»Aber meine Hintertür hat . . . das heißt, hatte ein sehr gutes Schloß«, entgegnete Mrs. Darnley. »Ich bin in diesen Dingen sehr vorsichtig. Sie haben vielleicht schon bemerkt, daß an diesem Haus vor sämtlichen Fenstern Eisengitter angebracht sind. Und es gibt nur zwei Eingänge, die Haustür und den Durchgang von der Küche zur Garage. Beide haben doppelte Schubriegelschlösser. Der Mann hat die Tür mit einer Brechstange aufgebrochen. Jeff, führ die Herren in die Küche und zeig's ihnen!«

Die Männer gingen hinter Jeff hinaus und kamen sehr bald wieder zurück. Einer trug die Brechstange, die der Eindringling benutzt hatte, um ins Haus zu gelangen.

»Vielleicht können sie im Labor mit den Fingerabdrücken was anfangen«, meinte er.
»Der Mann trug aber Handschuhe«, sagte Peter.
»Bestimmt?«
»Ganz bestimmt. Ich muß es ja wissen – er hat mir eine geklebt.«
Danach gingen die Polizisten wieder. Sie versprachen noch, Mrs. Darnley zu verständigen, sollten sich irgendwelche Anhaltspunkte ergeben, die zur Identifizierung des Einbrechers führen könnten. Auch Morton verabschiedete sich, um den Rolls-Royce zum Autohaus zurückzubringen.
»Weiteres werden wir aller Voraussicht nach nicht erfahren«, sagte Mrs. Darnley. »Na, es ist ja nicht viel passiert. Möchtet ihr euch das Haus ansehen? Es hat früher dem Zauberkünstler Drakestar gehört. Er hat es gebaut.«
»Drakestars Haus?« Justus, der über Bühnenkünstler recht gut Bescheid wußte, setzte sich plötzlich kerzengerade auf. »Das ist also Drakestars Haus? Ich habe davon gelesen.«
Mrs. Darnley nickte. »Drakestar starb hier, und man sagt, daß es im Haus spukt. Ich selbst habe bisher nie etwas Außergewöhnliches gesehen oder gehört. Aber kommt nun mit, wenn ihr Gefallen an reizvollen alten Dingen habt.«
Sie schritt durch das Wohnzimmer und öffnete eine Flügeltür. Onkel Titus, die drei ??? und Jenny und Jeff Parkinson folgten ihr in einen riesigen Speisesaal. Hier waren die Vorhänge zurückgezogen, und auf die mit schwerem rotem Damast bespannten Wände schien die im Westen stehende Sonne. Über der Anrichte hing ein Spiegel in verschnörkeltem Goldrahmen. Er wirkte sehr alt, und an mehreren Stellen war die Quecksilberschicht von der Scheibe abgeblättert.
»Das ist eine meiner ganz besonderen Kostbarkeiten«, sagte Mrs. Darnley. »Der Spiegel stammt aus dem Zarenpalast im früheren St. Petersburg. Sicher weiß man es natürlich nicht, aber möglicherweise hat sich Katharina die Große darin angeschaut.

Das ist das Faszinierende an Spiegeln. Sie haben so viele Bilder in sich aufgenommen, und man kann sich leicht vorstellen, daß doch ein klein wenig von jeder Person im Spiegel haften bleibt.«
Hinter dem Speisezimmer lag die Anrichte und dahinter die Küche, wo die Jungen John Chan, Mrs. Darnleys Diener, antrafen. Er war schlank, etwa Mitte zwanzig, und obwohl es ersichtlich war, daß seine Vorfahren aus dem Fernen Osten stammten, sprach er gepflegtes Englisch. Er berichtete, daß Zimmerer und Schlosser bereits verständigt waren und daß die Küchentür noch vor dem Abend wieder instandgesetzt werde.
»Gut«, sagte Mrs. Darnley. Sie wies auf eine weitere Tür. »Hier geht es zu Johns Zimmer«, sagte sie, »und darin darf ich keinen einzigen Spiegel aufhängen.«
Der Diener lächelte. »Ich sehe mich im Vorübergehen ohnehin viel zu oft«, erklärte er.
»Also gehen wir weiter, zu meinen anderen Schätzen.« Mrs. Darnley öffnete noch eine Tür und trat auf den langen, schmalen Flur, den die Besucher schon beim Betreten des Hauses gesehen hatten.
»Zu Drakestars Zeit«, sagte sie, »war die vordere Hälfte des Hauses ein Ballsaal. Ich ließ Zwischenwände einziehen, und so entstand eine Reihe von . . . nun, ich denke, man könnte die Räume historische Szenerien nennen.«
Nun standen alle dicht gedrängt in einem Eckzimmer, dessen Wände lehmfarben gestrichen waren. Es gab ein schmales Bett, eine lederbezogene Truhe, einen Holzstuhl und einen Tisch aus roh zubehauenen Brettern. Über dem Tisch hing ein einfacher Spiegel in einem Ahornrahmen.
»Dieser Spiegel gelangte zur Zeit des Goldrauschs nach Kalifornien«, sagte Mrs. Darnley. »Angefertigt wurde er in Neuengland auf Bestellung eines Amerikaners, der die Tochter eines spanischen Gutsherren heiraten wollte. Der Spiegel war das Brautwerbegeschenk.«

»Und haben die beiden geheiratet?« erkundigte sich Bob.
»Ja, und es endete mit einer Tragödie. Er war eine Spielernatur und hat alles verloren. Das hier ist die getreuliche Wiedergabe des Zimmers, in dem die Frau zuletzt wohnte. Am Ende ihres Lebens hatte sie nichts – überhaupt nichts.«
Der nächste Raum war ein schmucker Salon, den Mrs. Darnley ihr viktorianisches Zimmer nannte.
»Es ist ein Abbild des Salons, den Königin Victoria mit ihrer Mutter benutzte, als sie ein ganz junges Mädchen und noch nicht Königin war. Die Möbel sind Neuanfertigungen, aber der Spiegel über dem Kamin hat tatsächlich der Königin gehört. Oder auch ihrer Mutter. Ich stelle mir gern vor, wie Victoria in diesen Spiegel schaut und all die Jahre der Macht noch vor sich. Ich sitze manchmal hier, und dazu trage ich ein passendes Stilkleid. Ich fühle mich natürlich nicht als die junge Victoria. Dazu bin ich viel zu alt. Manchmal stelle ich mir vor, ich sei ihre Mutter.«
Nun zeigte Mrs. Darnley den Besuchern das sogenannte Lincoln-Zimmer. Es war eine dunkle Kammer mit vorgelegten Fensterläden, vollgestellt mit Möbeln. »Das ist das Ebenbild des Raumes, den Mary Todd Lincoln bewohnte, als sie eine einsame, müde alte Frau war, lange nach dem Tod des Präsidenten. Dieser Spiegel hat ihr gehört.«
Onkel Titus, der neben Justus stand, trat unbehaglich auf der Stelle. »Ein tristes Zimmer«, sagte er.
»Trist, O ja«, pflichtete Mrs. Darnley bei. »Aber viele angesehene Leute sind ja gerade ihres besonders schweren Schicksals wegen berühmt.«
Sie schloß die Tür hinter dem kleinen Raum und fand plötzlich wieder ihre forsche Art. »Mein Marie-Antoinette-Zimmer ist oben. Darin habe ich ein Handspiegelchen, das der Königin gehörte, und ein paar kleine Dinge aus ihrem persönlichen Besitz. Dieses Kleid, das ich gerade trage, wurde nach einem ihrer Porträts geschneidert.«

»Aha«, sagte Justus. »Ist das auch ein tristes Zimmer?«
»In gewisser Weise vielleicht schon«, sagte Mrs. Darnley. »Es ist ein sehr hübsches Zimmer. Ich sitze gern darin, und dann versuche ich, nicht daran zu denken, wie sie starb – die arme, törichte kleine Königin. Ich werde euch das Zimmer zeigen. Es ist eine Kopie eines Raumes im Palast von Versailles. Aber erst müßt ihr euch noch die neueste Erwerbung in meiner Kollektion anschauen.«
»Ein ekelhaftes Stück«, sagte Jenny Parkinson.
»Ihr werdet es unter Garantie scheußlich finden«, setzte Jeff hinzu.
»Ja, es ist häßlich«, gab Mrs. Darnley zu, »aber ich bin sehr stolz darauf.« Sie schritt mit raschelnden Röcken bis zum Ende des Flurs und ging quer durch die Eingangshalle. Onkel Titus und die Jungen folgten ihr durch eine Flügeltür in das dunkle Zimmer, worauf ihr Blick schon zuvor gefallen war. Sobald Mrs. Darnley die Vorhänge zurückzog, erkannten sie, daß sie in der Bibliothek waren. Drei Wände waren über und über mit Bücherregalen bedeckt. Die vierte Wand, die vordere Außenwand des Hauses, war mit dunklem Holz getäfelt. Es gab zwei hohe Fenster, und dazwischen hing ein Spiegel, der fast vom Fußboden bis zur Decke reichte.
»Puh!« rief Peter.
Der Spiegel selbst war nicht ungewöhnlich. Deutlich und ohne Verzerrung spiegelte er Onkel Titus und die drei Jungen. Aber der Rahmen war grotesk. Irgendein Metall war zu einer Reihe seltsam abstoßender Formen gestaltet. Es gab verschlungene Baumwurzeln, die sich an manchen Stellen teilten und kleine Fratzen enthüllten – Gesichter von Geschöpfen, die fast nichts Menschliches mehr an sich hatten. Einige dieser Wesen trugen Hörner auf der Stirn. Andere hatten winzige Schlitze anstelle der Augen. Wieder andere schienen in boshaftem Triumph zu grinsen. Und ganz oben am Spiegelrahmen streichelte eine

bucklige, verkrümmte Gestalt mit spitzen Ohren eine Schlange.
»Was...« Bob zeigte hin. »Was sollen denn die Figuren da sein?«
»In Spanien würde man sie *trasgos* nennen«, erklärte Mrs. Darnley. »Hierzulande Kobolde oder Gnomen. Dieser Spiegel gehörte einem Zauberer, einem Mann namens Chiavo, der vor fast zweihundert Jahren in Madrid lebte. Er behauptete, er könne im Spiegel die Erdgeister, die Gnomen, sehen und von ihnen die Zukunft prophezeit bekommen.«
»Diese Wesen hausten angeblich in Höhlen und unter Baumwurzeln und an anderen modrigen, unheimlichen Orten«, sagte Jeff. »Und sie hielten Freundschaft mit Schlangen und Würmern.«
»Pfui Teufel!« sagte Jenny Parkinson.
»Auf diesen Spiegel bin ich sehr stolz«, sagte Mrs. Darnley noch einmal. »Alle meine Spiegel haben eine Geschichte, und in vielen haben sich große Schönheit und großes Entsetzen gespiegelt, aber der Chiavo-Spiegel muß wirklich ein Zauberspiegel sein, wenn man an solche Dinge glauben kann.«
Sie sieht aus wie eine Frau, die sich wünscht, daß es echte Zauberspiegel gebe, dachte Justus Jonas.

Der Glaube versetzt Berge, sagt man. Wie weit gehen Phantasie, Wunsch und Glaube hier ineinander über – bei einer im Grunde einsamen Frau, die historische Spiegel sammelt und sich historisch gewandet, um Vergangenheit besser nachempfinden zu können?

Vorn in der Eingangshalle ging die Türklingel.
»Das ist sicher Señor Santora«, sagte Jenny. Sie grinste die drei ??? an. »Señor Santora kommt aus Spanien. Er ist ein Sammler wie Großmama – ganz verrückt auf Spiegel – und er will diesen Spiegel mit all den scheußlichen kleinen Gnomen kaufen. Er kommt jeden Tag her, immer um diese Zeit.«

Mrs. Darnley sah vom Spiegel zur Halle vor und schaute dann wieder ins Spiegelglas. »Jeden Tag«, sagte sie. »Seit über einer Woche kommt er jeden Tag her, und heute . . .«
Sie ließ den Satz unbeendet.
»Heute«, fuhr Justus gelassen fort, »hat man in diesem Zimmer hier einen Einbrecher aufgestört.«
»Aber den Spiegel könnte doch keiner mitgehen lassen«, erhob Jeff Einspruch. »Der Rahmen ist aus Stahl und wiegt eine Tonne. Drei Männer waren zum Aufhängen nötig.«
Mrs. Darnley hob das Kinn, und ihr Blick war plötzlich sehr ernst. »Mr. Jonas«, sagte sie zu Onkel Titus, »es wäre mir angenehm, wenn Sie und die Jungen noch hierbleiben und Señor Santora begrüßen könnten. Morton hält offenbar große Stücke auf die drei jungen Detektive. Ihre Einschätzung dieses Mannes wäre mir wichtig.«
Es klingelte noch einmal.
Mrs. Darnley wartete Onkel Titus' Antwort nicht ab. »Führe Señor Santora herein«, sagte sie zu Jenny.

Chiavos Fluch

Der Mann, den Jenny höflich in die Bibliothek bat, war recht athletisch gebaut, mit sehr dunklem Haar und großen dunklen Augen. Er trug einen hellen Anzug aus teurem Stoff mit seidigem Glanz. Sein Gesicht war glatt, weder von den Jahren noch von Sorgen zerfurcht, aber es war ein wenig gerötet, wie vor Empörung.
»Señora Darnley, ich bitte Sie . . .« fing er an. Dann sah er Onkel Titus und die drei ???, und nun hielt er inne, und seine Miene verfinsterte sich. Er preßte die Lippen fest aufeinander. »Ich hatte gehofft, Sie hier vorzufinden ohne . . . ohne . . .« Er machte eine Pause, als übersetze er im Geist einen Ausdruck aus dem Spanischen. »Ich hatte gehofft, Sie ohne Besuch anzutreffen«, schloß er dann.
»Bitte sehr, nehmen wir doch alle Platz«, sagte Mrs. Darnley und setzte sich. Sie nickte Señor Santora kühl zu. »Ich habe meinen Freunden hier vom Prachtstück meiner Sammlung erzählt – Chiavos Zauberspiegel.«
»Der Spiegel des großen Chiavo«, sagte Santora. Er nahm sich einen Stuhl und stellte ein in weißes Papier gehülltes Päckchen auf den kleinen Tisch daneben. »Ein herrlicher Spiegel!«
»Herrlich, gewiß«, sagte Mrs. Darnley. »Señor Santora, ich selbst habe schon außergewöhnliche Mühen auf mich genommen, um in den Besitz gewisser Spiegel zu kommen, aber Ihre Hartnäckigkeit ist doch schlicht lächerlich.«
»Es ist nicht lächerlich, sich den Besitz des Chiavo-Spiegels zu wünschen«, sagte der Mann. »Mrs. Darnley – Señora – ich wünsche mit Ihnen allein zu sprechen.«
»Dazu besteht kein Anlaß«, erwiderte Mrs. Darnley. »Wir beide haben nichts zu besprechen.«

»O gewiß, wir haben etwas zu besprechen.« Santoras Tonfall wurde höher vor Erregung, und er beugte sich auf seinem Stuhl vor. Er wartete. Niemand im Zimmer rührte sich.
»Ich verstehe«, sagte er schließlich. »Also müssen Zuhörer zugegen sein. Wie Sie wünschen. Señora, ich habe Ihnen für den Spiegel ein großzügiges Angebot gemacht. Heute bin ich noch großzügiger. Ich werde Ihnen für den Chiavo-Spiegel zehntausend Dollar zahlen, und ich werde ein Exemplar aus meiner eigenen Sammlung dazugeben.« Er reichte Mrs. Darnley das Päckchen. »Es ist ein kleiner Handspiegel, den man in den Ruinen von Pompeji gefunden hat.«
Mrs. Darnley lachte. »Ich habe mehr Geld, als ich in meinem Leben noch ausgeben kann, und Funde aus Pompeji sind nicht übermäßig selten. Aber es gibt nur einen Zauberspiegel.«
»Nur einen«, bestätigte der Spanier. »Er hat auf der ganzen Welt nicht seinesgleichen. Señora, ich muß ihn haben!
»Nein«, sagte Mrs. Darnley.
»Er ist von größter Bedeutung. Sie können gar nicht begreifen, wie bedeutungsvoll er ist!« rief Santora laut.
»Natürlich ist er das, wenn er der einzige auf der Welt ist. Aber mir ist er genau so wichtig wie Ihnen. Warum sollte Ihre Sammlung besser sein als meine?«
»Señora, ich muß Sie warnen!« sagte Santora laut. Seine Hände ballten sich zu Fäusten, und Justus sah, wie sich Mrs. Darnley auf ihrem Stuhl kerzengerade aufrichtete.
»Wovor?« fragte sie. Sie sah dem Mann unbeirrt ins Gesicht. »Señor Santora, wissen Sie, daß heute jemand in dieses Haus eingebrochen ist? Hier in diesem Zimmer wurde der Mann entdeckt.«
Die Röte wich aus Santoras Gesicht, und er wurde merklich blaß. Er warf einen Blick auf den Spiegel. »In diesem Zimmer? Aber . . . aber nein, wie sollte ich davon wissen?«
»Hoffen wir, daß es nicht der Fall ist«, entgegnete Mrs. Darnley.

Sein Blick wanderte zum Fußboden, dann zu seinen Händen. »Er wurde entdeckt? Hier?« Santora hob den Kopf und lächelte ziemlich gezwungen. »Aber natürlich. Ich las hier schon in der Zeitung, daß es Diebe gibt, die bei Tag in leere Häuser eindringen. Ich hoffe, Señora, daß Ihre Polizei diesen Mann gebührend bestrafen wird.«
»Bedauerlicherweise ist er entkommen«, sagte Mrs. Darnley.
»Oh.« Er runzelte die Stirn, als beschäftige er sich mit einem Problem. »Señora, über diesen Mann, der in Ihr Haus kam, kann ich Ihnen nichts sagen«, äußerte er. »Wir wissen, daß ein Mann – ein kleiner Mann – Chiavos Spiegel nicht wegtragen kann, oder? Aber von dem Spiegel droht Gefahr.«
»Ach?« sagte Mrs. Darnley.
»Ich war nicht ganz aufrichtig Ihnen gegenüber«, sagte Santora. »Ich bin in Wahrheit kein Sammler. Den Spiegel aus Pompeji – ich kaufte ihn gestern bei einem Händler in Beverly Hills.«
»Hoffentlich haben Sie nicht zu viel bezahlt«, meinte sie, nicht unfreundlich.
»Wenn er Sie nicht dazu bringen kann, sich von dem Chiavo-Spiegel zu trennen, dann vielleicht ich. Es geht nämlich nicht nur darum, daß der Chiavo-Spiegel auf der ganzen Welt einmalig ist. Auch ich bin auf der ganzen Welt einmalig.«
Das erheiterte Mrs. Darnley. »*So* außergewöhnlich sehen Sie nun auch wieder nicht aus, Señor Santora.«
»Ich werde Ihnen die Geschichte des Spiegels erzählen«, sagte er.
»Aber die kenne ich schon.«
»Das glauben Sie nur.« Die Entrüstung war aus seiner Stimme und seinem Gesicht gewichen. Er sprach leise, fast bittend. »Chiavo war ein ganz großer Magier. Er ließ den Spiegel nach genauen Angaben fertigen, und als das Werk vollendet war, sprach er viele Zaubersprüche. Er konnte durch den Spiegel ins Reich des kleinen Volkes blicken, zu den Geistern, die in einer

eigenen Welt unter der unseren hausen. Und sie sagten ihm viel Wahres über zukünftige Ereignisse voraus. Und dann war Chiavo eines Tages verschwunden.«
»Das ist mir bekannt«, sagte Mrs. Darnley. »Und er hinterließ den Spiegel einer Familie in Madrid, einer Familie Estancia.«
Santora nickte. »Das stimmt, aber man weiß noch viel mehr. Chiavo hatte Feinde – Menschen, die ihn fürchteten und die sagten, er habe ihnen Schaden zugefügt. Daher hielt er es immer geheim, daß die Familie Estancia seine eigene Familie war – seine Frau und sein Sohn. Dieser Sohn hatte einen Sohn, und dieser Sohn hatte eine Tochter, und diese Tochter heiratete, und so ging der Name Estancia unter. Aber der Spiegel blieb immer im Familienbesitz. Und dann, vor mehr als vierzig Jahren, noch vor meiner Geburt, wurde der Spiegel des großen Chiavo gestohlen. Das war in Madrid. Doch der Dieb mußte teuer dafür bezahlen. Mein Vater machte ihn ausfindig und
»Ihr Vater?« rief Mrs. Darnley. »Wollen Sie damit sagen, Sie seien ein Nachkomme dieses Chiavo?«
Santora verneigte sich. »Der einzige. Mein Vater ist tot. Nur ich bin noch am Leben, und ich muß den Spiegel haben. Er ist mein Eigentum, und ich muß ihn meinem Sohn hinterlassen.«
Mrs. Darnley saß ruhig da, mit nachdenklicher Miene.
»Wenn Ihr Vater dem Dieb auf der Spur war«, sagte sie schließlich, »als der Spiegel vor so vielen Jahren gestohlen wurde, warum hat er ihn dann nicht wieder an sich gebracht?«
»Weil der Dieb damals schon tot war und ein anderer Schurke sich in den Besitz des Spiegels gebracht hatte. Verstehen Sie doch – bei uns ist der Spiegel sicher. Wir kennen das Geheimnis. Wir wissen, welchen Gebrauch man davon macht, und mit Hilfe des Spiegels können wir die Zukunft voraussagen.«
»Ganz nützlich«, meinte Mrs. Darnley.
»In der Tat. Aber für Menschen, die nicht vom Blute Chiavos sind, ist das gefährlich. Der Mann, der meinem Vater den Spiegel

stahl, wurde später in seinem Haus tot aufgefunden. Seine einzige Verletzung war eine Stelle auf der Stirn, die wie ein Brandmahl aussah – aber er war tot. Und der Spiegel war verschwunden. Da versuchte mein Vater von neuem, ihn zu finden. Einmal hörte er, der Spiegel sei im Besitz eines Mannes, der in Barcelona lebte. Er reiste hin, kam aber zu spät. Der Mann hatte sich erhängt. Der Hausbesitzer hatte den Spiegel aus dem Zimmer des Mannes genommen und verkauft, und der Mann, der ihn kaufte –«

»Der hat sich wohl auch erhängt?« unterbrach Mrs. Darnley.

»Er starb bei einem Eisenbahnunglück. Er starb, ehe mein Vater ihn erreichen konnte, und sein Sohn gab den Spiegel einem Freund, der nach Madrid reiste. Der Sohn sagte, sein Vater habe vor seinem Tod eine Vision gehabt. Er sah das Bild eines Mannes mit langem, weißem Haar und eigenartigen grünen Augen. Es war Chiavos Erscheinung, und mein Vater war nicht überrascht. Wir nämlich, die wir von Chiavo abstammen, wir wissen, wohin er ging, als er verschwand. Er ging in den Spiegel und durch ihn hindurch, zu den dunklen unterirdischen Stätten, wo die Geister hausen. Er ist noch immer dort, aber von Zeit zu Zeit kommt er wieder zum Spiegel und blickt heraus, und das dient dann zur Warnung.«

Mrs. Darnley faßte sich an den Hals. »Er ging . . . durch den Spiegel hindurch?«

»Wie Alice im Wunderland«, sagte Jenny. Es war nur ein Flüstern.

»Das . . . kann ich nicht glauben«, sagte Mrs. Darnley.

»Das sagen Sie jetzt«, erklärte Santora. »Aber das Ende kennen Sie selbst. Der Mann, der nach Madrid gereist war, verkaufte dort den Spiegel einem Studenten an der Hochschule, einem Studenten namens Diego Manolos. Bald darauf verließ Manolos Spanien und kehrte an seinen Geburtsort zurück. Und das ist ein Ort, den Sie kennen, Señora Darnley: die Insel Ruffino, ein

kleines Land in Südamerika. Dort heiratete Manolos eine Dame, die mit Ihnen befreundet war und noch ist. Was sagt denn Ihre Freundin zu dem Spiegel?«
»Er gefiel ihr nicht«, sagte Mrs. Darnley. »Sie fand ihn häßlich, und das ist er zweifellos auch. Sie hätte ihn mir schon vor Jahren geschenkt, nur wollte sich ihr Mann nicht davon trennen. Aber sie hat nie etwas davon gesagt, daß sie im Spiegel irgend etwas gesehen hätte. Manolos hat ihn länger als dreißig Jahre besessen, und sie hat niemals einen Geist darin erblickt.«
Santora beugte sich zu Mrs. Darnley vor und sprach mit leiser Stimme, so leise, daß Justus die Ohren spitzen mußte. »Auf dem Spiegel lastet ein Fluch«, sagte er. »Chiavo verflucht jeden, der sich den Spiegel aneignet, sofern er nicht von seinem Blute ist.«
»Aber Diego Manolos war von diesem Fluch unbelastet«, wandte Mrs. Darnley nachdrücklich ein. »Er hat es sehr weit gebracht. Er war persönlicher Berater des Staatspräsidenten von Ruffino.«
»Vielleicht lastete der Fluch auf seiner Ehefrau«, meinte Santora. Seine dunklen Augen waren unverwandt auf Mrs. Darnley gerichtet. »Señora, sagen Sie mir etwas über Ihre Freundin, die Manolos heiratete. War sie glücklich?«
Mrs. Darnley wandte den Kopf ab. »Nun ja . . . nein. Ich glaube, Isabella Manolos war nicht glücklich, so lange ihr Mann lebte. Ich glaube, er hat sie immer sehr schlecht behandelt. Aber jetzt ist er tot, und . . .«
»Und sofort nach seinem Tod schickte seine Witwe Ihnen den Spiegel«, brachte Santora in Erinnerung.
»Sie wußte, daß ich ihn schon immer gern gehabt hätte.« Mrs. Darnley schüttelte sich, als erwache sie aus einem bösen Traum, und stand auf. »Señor Santora, Sie haben mir da eine Geschichte erzählt, die ich nicht glauben kann. Niemand kann in einem Spiegel verschwinden. Aber wenn Sie tatsächlich ein Nachkomme dieses Chiavo sind, dann muß das ja beurkundet sein – in

Geburts- und Trauscheinen. Falls der Spiegel wirklich Eigentum Ihrer Familie ist, werde ich ihn Ihnen nicht länger vorenthalten.«
Santora stand ebenfalls auf und nahm sein Päckchen vom Tisch. »Ich habe viele Jahre dazu benötigt, den Spiegel zu finden«, sagte er. »Mein Vater verfolgte die Spur von Madrid nach Barcelona und zurück nach Madrid. Ich verfolgte sie bis nach Ruffino, und als ich bei Manolos Witwe eintraf, war es zu spät. Nun bin ich hier. Es wird nun noch mehr Zeit verstreichen, bis ich die Dokumente beschaffen kann, die Sie verlangen, aber ich habe Zeit. Ich werde mich nach Spanien wenden.«
»Ich werde warten«, sagte Mrs. Darnley.
»Ja, Señora, und seien Sie vorsichtig, so lange Sie warten. Der Spiegel ist gefährlich.«
Santora schritt zur Bibliothek hinaus, und die Jungen hörten, wie die Haustür sich öffnete und hinter ihm wieder schloß.

Auch einem Ausländer, der seinen Beitrag zum Gespräch – und einen offenbar sorgfältig vorbereiteten Beitrag – erst im Kopf aus seiner Muttersprache übersetzen muß, entschlüpft einmal ein unbedachtes Wort. Habt ihr es gemerkt und vermerkt?

»Na, das ist ja eine tolle Geschichte!« platzte Peter heraus. Er sah ein wenig mitgenommen aus.
»Ein fabelhaft erdichtetes Schauermärchen«, sagte Justus Jonas.
»Er muß ein Lügner sein«, meinte Mrs. Darnley. Es hörte sich an, als versuche sie sich selbst zu überreden. »Er kann nicht von Chiavo abstammen, und . . . Wenn er tatsächlich Chiavos Nachkomme ist, warum hat er das dann nicht gleich gesagt, als er vor über einer Woche zum ersten Mal herkam?« »Vielleicht«, erklärte Justus, »fiel es ihm einfach heute ein, davon anzufangen.«

Justus wittert ein Geheimnis

Ehe die Besucher das Haus verließen, gab Justus Mrs. Darnley noch eine der Geschäftskarten der drei ???. »Unsere Telefonnummer steht hinten auf der Karte«, sagte er. »Wenn wir Ihnen irgendwie behilflich sein können, sind wir sehr gern dazu bereit.« Mrs. Darnley nahm die Karte fast geistesabwesend entgegen und kniffte sie in der Mitte. »Niemand kann in einem Spiegel verschwinden«, sagte sie noch einmal mit Nachdruck.

»Das meine ich auch«, bestätigte Justus, »aber es wird interessant sein, zu prüfen, was für Urkunden Señor Santora vorweisen kann, um seine Geschichte zu belegen«.

Mrs. Darnley nickte. Sie blieb hinter ihren Gästen in der Eingangshalle ihres großen, düsteren Hauses zurück, ihre Enkelkinder zu beiden Seiten. Nun sah sie in ihrer historischen Kostümierung erschöpft und ein wenig verstört aus. Sie war nicht mehr so ganz die selbstsichere Dame, als die sie zunächst aufgetreten war, und die sich in Gedankenspielereien vor ihren Spiegeln und in der Rolle der Königin Marie-Antoinette gefiel.

»In diesem Haus gruselt’s mich richtig!« rief Peter, als der Transporter der Firma Jonas abgefahren war.

Justus gab keine Antwort. Er saß an die Seitenwand gelehnt, die Arme um die Knie geschlungen und die Augen geschlossen.

»Was hast du denn, Just?« wollte Bob wissen.

»Ich komm nicht ganz dahinter«, sagte Justus. »Etwas, das Santora sagte – irgendwas stimmt da nicht.«

»Da stimmte doch verschiedenes nicht!« stellte Peter fest. »Mir ist es egal, was einer für Zaubersprüche an einen Spiegel hinredet, aber erzähl mir bloß keiner, daß jemand durch einen Spiegel durchgehen und auf der anderen Seite drüben bleiben kann! Und daß er immer mal wieder von dort auftaucht, um die

Leute zu erschrecken – oder was so ein Gespenst sonst noch anstellt.«
»Das meinte ich gar nicht«, sagte Justus. »Ich finde, Santoras Geschichte können wir getrost als eine Legende abtun oder vielleicht als einen Schwindel, den er zusammenfabuliert hat, um Mrs. Darnley den Spiegel zu verleiden.«
»Ich weiß«, sagte Bob. »Es war der Punkt, an dem er sagte, er hätte dreißig Jahre dazu gebraucht, den Spiegel aufzuspüren. Das klingt unglaubhaft. Der Berater eines Staatspräsidenten führt ja schließlich keine geheime Existenz. Diego Manolos besaß den Spiegel die ganze Zeit, und er muß in der Öffentlichkeit eine bekannte Figur gewesen sein.«
»Na, über Ruffino hört man ja nicht gerade viel«, meinte Justus. »Was wißt ihr eigentlich darüber?«
Die beiden anderen schwiegen.
»Ein unbekanntes Land, das in der Presse kaum einmal auftaucht. Möglich wäre es also schon, daß tatsächlich all die Zeit notwendig war, um den Spiegel aufzufinden. Nein, das war es nicht, was mich störte. Santoras Beschreibung des Einbrechers machte mich hellhörig. Erinnert euch, daß er sagte: ›Wir wissen, daß ein Mann – ein kleiner Mann – Chiavos Spiegel nicht wegtragen kann, oder?‹ Aber er selbst hatte den Einbrecher gar nicht gesehen, und niemand hatte ihm den Mann beschrieben. Trotzdem sagte er völlig zutreffend, der Einbrecher sei ein kleiner Mann gewesen.«
Bob stöhnte. »Du und dein Tonbandgedächtnis! Aber das war vielleicht nur so hingesagt. Jeder Mann wirkt klein, wenn es darum geht, diesen Spiegel in Angriff zu nehmen. Es ist ja ein Ungetüm! Meint ihr, Santora weiß irgend etwas von dem Einbruch?«
»Er wirkte auf mich glaubhaft überrascht, als er erfuhr, daß eingebrochen worden war«, überlegte Justus. »Und erschrocken war er sichtlich auch. Mit diesem Einbruch hat es für ihn eine

besondere Bewandtnis. Er setzte sofort voraus, daß sich der Einbrecher für den Spiegel interessierte, obwohl Mrs. Darnley dies nicht ausdrücklich erwähnt hatte. Und erst danach behauptete er, Chiavos Nachkomme zu sein – als müsse er nun schnell handeln und möglichst überzeugend begründen, wieso er den Spiegel so dringend braucht. Nein, ich glaube, Santora erfuhr tatsächlich erst durch Mrs. Darnley von dem Einbruch, aber ich halte es auch für möglich, daß ihm der Einbrecher bekannt ist. Auf alle Fälle bin ich ziemlich sicher, daß wir von diesem Spiegel noch weiteres hören werden.«

»Mich würde es nicht stören, wenn wir davon verschont blieben«, bekannte Peter.

Justus Jonas lächelte, und dieses Lächeln kannten seine beiden Freunde nur zu gut. Er hatte ein Geheimnis gewittert, und nun war er begierig darauf, es anzugehen und zu enthüllen.

»Wir müssen uns bereithalten«, verkündete er. »Santora wird mindestens eine Woche brauchen, bis er irgendwelche Urkunden aus Spanien beibringen kann. Bis dahin können wir gerüstet sein.«

»Womit?« fragte Peter.

»Mit Informationen«, sagte Justus strahlend. »Wir müssen mehr über Ruffino in Erfahrung bringen. Wir müssen über Chiavo Bescheid wissen. Soviel Mrs. Darnley sagte, muß er ein berühmter Magier gewesen sein. Ich habe bisher nichts über ihn gehört. Wir werden uns also an die Arbeit machen, und zu gegebener Zeit werden wir aktionsfähig sein.

Justs Einschätzung der zur Verfügung stehenden Zeit erwies sich als zutreffend. Fast genau eine Woche nach dem Besuch der drei ??? im Hause Darnley kam Jeff Parkinson mit dem Bus nach Rocky Beach gefahren. Es war schon spät am Nachmittag, als der rothaarige Junge auf dem Schrottplatz auftauchte. Justus war in seiner Freiluftwerkstatt und bastelte an einer alten Abzugpresse herum, die er mit Altmaterial eigenhändig wieder instandgesetzt

hatte. Als er Jeff sah, richtete er sich auf und wischte sich die Hände an einem Lappen ab.
»Hast du etwas von Señor Santora gehört?« fragte er.
Jeff schüttelte den Kopf und setzte sich auf Justs Drehstuhl. »Kein Wort«, sagte er.
Da kam Peter angeschlendert. Er hatte ein frischgebügeltes Hemd an, und sein Haar war noch feucht. »Hallo!« sagte er, als er Jeff sah. »Da hast du ja heute eine weite Reise gemacht.«
»Wie ging's beim Wellenreiten?« fragte Justus.
»Bestens.« Peter zog sich eine Kiste heran und setzte sich. »Die Dünung war eine Wucht. Dreimal hat's mich vom Brett runtergefegt, und da fand ich, den Hals müßte ich mir nicht unbedingt brechen.«
Jeff lachte. »Morton hat mal gesagt, du meidest gern Probleme. ›Peter zieht es vor, unnötigem Ärger aus dem Weg zu gehen‹, so drückte er sich aus.«
Nun lachte Peter. »Ärger ist nicht der richtige Ausdruck für das, was einem blüht, wenn man sich mit Justus Jonas zusammentut. Bei dem, was Justus so ausheckt, kann einem schon mal das große Grausen kommen.«
»Manchmal muß man eben Risiken eingehen, wenn man ein Geheimnis enthüllen will«, sagte Justus.
Und das stimmte. Ganz hinten in einer Ecke des Schrottplatzes stand ein alter beschädigter Campinganhänger. Onkel Titus und Tante Mathilda hatten ihn eigentlich schon fast vergessen, und hohe Stapel von Gerümpel schützten ihn vor neugierigen Blikken. In diesem verbeulten Wagen befand sich die Zentrale, wo die drei ??? sich ihr Büro mit Aktenregistratur und Telefon sowie ein zwar enges, aber vollständig ausgestattetes Laboratorium und eine Dunkelkammer eingerichtet hatten. Als Justus, Peter und Bob ihre Detektei gestartet hatten, waren noch keine großen Aktenschränke nötig gewesen, doch nun gab es deren mehrere, worin Bobs sorgfältig aufgesetzte Protokolle zu den Fällen der

drei ??? lagerten. Daran zeigte sich, daß das jugendliche Trio über eine aktenkundige Praxis verfügte, um die sie mancher Ältere hätte beneiden können. Und es zeigte sich auch, daß es nicht immer ohne Risiko abgegangen war – bei weitem nicht. Justus war eben nicht der Typ, der vor einem Wagnis lange zögert.

»Ich habe den Eindruck«, sagte Justus zu Jeff, »daß du hergekommen bist, um uns etwas Wichtiges mitzuteilen.«

»Da bin ich eben nicht sicher«, sagte Jeff Parkinson. »Ihr kennt doch Santoras Geschichte von dem alten Zauberer, der durch den Spiegel ins Gnomenreich gewandert ist?«

»Phantastisch«, meinte Justus. »Aber was soll's? Du sagst doch, du hättest von Santora nichts mehr gehört. Ich nehme nicht an, daß er deiner Großmutter inzwischen schon Urkunden vorlegen konnte, die seine vorgebliche Abstammung von Chiavo belegen.«

»Nein, das nicht. Wenn er es beweisen kann, bekommt er den Spiegel. Meine Großmutter will niemand übervorteilen, aber die Butter läßt sie sich nicht vom Brot nehmen. Sie wird den Spiegel nicht hergeben, nur weil Santora ihr was vorflunkert. Aber zur Sache: Ihr habt ja vorige Woche John kennengelernt.«

»John Chan? Den Diener deiner Großmutter? Was ist mit ihm?«

»Er ist an sich ein ruhiger Zeitgenosse«, sagte Jeff. »Er ist schon mehrere Jahre bei Großmama, und ich habe noch nie erlebt, daß er sich über etwas aufgeregt hat. Er macht eben seine Hausarbeit und kocht, und wenn er nichts zu tun hat, übt er Gitarre. Er hat in Harvard ein Studium angefangen, aber kein Examen gemacht. Sein Vater wollte, daß er Jurist würde, aber er möchte klassische Gitarrenmusik spielen.«

»Na und?« fragte Peter.

»Ja – John, den nichts aus der Ruhe bringt, hört zur Zeit sonderbare Laute, und – und ich womöglich auch.«

Justus und Peter warteten.

»Gestern abend hörte ich etwas, wie ein Lachen. Ich stand auf und ging runter. Die Haustür war fest verschlossen. Ich machte im Wohnzimmer Licht, und da sah auch alles ganz normal aus. Dann wollte ich gerade wieder ins Bett gehen, und da kam mir irgendwas merkwürdig vor, wie wenn man etwas gerade noch aus dem Augenwinkel sieht. Ich dachte, es sei jemand in die Bibliothek gegangen oder es hätte sich vielleicht in der Bibliothek etwas bewegt. Da ging ich hinein und machte Licht, aber da war keiner. Aber als ich wieder im Flur war, stand da John im Bademantel, und er hatte ein großes Messer in der Hand. Ich . . . ich dachte, er sei übergeschnappt oder so was. Er hatte nämlich einen so sonderbaren Gesichtsausdruck – und dazu das Messer. Ich bekam es richtig mit der Angst!«
»Und dann?« ermunterte Justus.
»Dann sagte ich irgendwas Banales, ›Hallo‹ oder so. Er sagte: ›Ach, du bist das bloß.‹ Und als wir da im Flur standen und einander anstarrten, hörten wir beide das Lachen. Es kam aus der Bibliothek, wo der große Spiegel hängt. John schoß rein wie ein geölter Blitz, und wieder war niemand zu finden. Niemand. Nichts. Vier Wände und jede Menge Bücher und der Spiegel.« Peter rieb sich das Kinn. »Du willst damit sagen, daß es in dem Spiegel vielleicht doch spukt?« fragte er.
»Ich weiß nur eines genau: ich glaube nicht dran, daß wir in einem Spukhaus wohnen. Das Haus wirkt schon irgendwie unheimlich, aber etwas besonders Auffälliges ist Großmama oder John, und auch Jenny und mir, noch nie untergekommen. Und wir sind ja jeden Sommer aus Chicago zu Besuch hier.«

Sollte man diesen John Chan, den Darnley'schen Diener, einmal näher unter die Lupe nehmen? Er bezeugt eine deutliche Abneigung gegen Spiegel – aber wenn das nun eine Finte ist und er in diese Spiegel-Affäre verwickelt ist?

»Es ist ein interessantes Haus«, sagte Justus Jonas. »Ich habe einiges darüber in der Zeitung gelesen. Drakestar, der Zauberkünstler, ließ es bauen, nachdem er nicht mehr auf der Bühne auftrat. Drakestars Hobby war Spiritismus, und zur Belustigung seiner Freunde gab er ihnen Privatvorstellungen. Er starb vor zwölf Jahren in diesem Haus, und die Leute, die es damals kauften, behaupteten, sein Geist sei noch mehrmals wiedergekehrt.«
»Und sie hörten nachts sonderbare Laute«, sagte Jeff, »aber Großmama wohnt nun schon zehn Jahre lang hier und hat noch nie etwas gehört. Sie sagt, die hätten sich das nur eingebildet. Aber jetzt hört auch John eigenartige Dinge, und sogar ich. John glaubt nicht an Geister, aber es macht ihn nervös. Er hat mir erzählt, daß er nachts das große Küchenmesser neben seinem Bett griffbereit hat, für alle Fälle, und er hat mir verboten, Großmama davon zu erzählen. Er möchte sie nicht aufregen. Aber ich glaube, sie hört diese Dinge auch.«
»Hat sie schon mal davon gesprochen?« fragte Peter.
»Nein, bisher nicht. Aber als ich mit John geredet hatte, ging ich wieder ins Bett. Und später wachte ich nochmals auf. Ich hörte, wie Großmamas Tür aufging, und da sah ich nach ihr. Sie stand oben an der Treppe und schaute hinunter. Ich fragte sie, ob was los sei, und da erschrak sie mächtig. Dann sagte sie, sie hätte einen Windzug gespürt, und ich sollte mich wieder schlafen legen. Allerdings ist Großmama gegen Zugluft überhaupt nicht empfindlich. Über so etwas hat sie sich noch nie beklagt. Ich glaube eher, sie hatte auch etwas gehört.«
»Hat sie Angst?« fragte Justus.
»Das weiß ich nicht. Sie sagt nichts, aber ich weiß, daß ich was gehört habe, und ich glaube, ihr ging es genau so. Vorher hat sich nie etwas Unheimliches ereignet, also kann es nicht Drakestars Geist sein. Es muß etwas mit dem Spiegel zu tun haben. Könntet ihr über diesen Spiegel mehr in Erfahrung bringen?

Großmama weiß nämlich gar nicht so viel darüber. Nur das, was ihr diese Freundin erzählt hat.«
»Die Witwe dieses Manolos«, sagte Justus.
Jeff nickte. »Als Großmama noch ganz jung war, lernte sie auf der Privatschule ein Mädchen aus Ruffino kennen. Das ist ein kleiner Inselstaat in Südamerika, und manche Familien schicken ihre Kinder hier bei uns zur Schule. Nach Abschluß der Schule reiste dieses Mädchen wieder in ihre Heimat und heiratete Manolos. Großmama hatte weiterhin mit ihr Verbindung und war sogar ein paarmal zu Besuch in Ruffino. Großmama mochte Manolos nicht leiden. Sie hielt ihn für einen richtigen Unmenschen, und er benahm sich auch sehr häßlich ihrer Freundin gegenüber. Immerhin brachte er es weit und wurde Berater des Präsidenten. Als er vor einem Monat starb, schickte Señora Manolos Großmama den Spiegel. Wir wissen, daß Manolos den Spiegel in Spanien gekauft hatte, und daß man sagt, Chiavo hätte ihn zur Zwiesprache mit den widerlichen kleinen Gnomen benutzt, aber das ist im Grunde auch schon alles, was wir wissen.«
»Wir sind jetzt natürlich auch neugierig«, sagte Justus, »und vielleicht können wir dir schon bald mehr über Chiavo und den Spiegel berichten. Bob und ich waren ein paar Tage lang damit beschäftigt, Näheres über den Mann ausfindig zu machen. In der Stadtbücherei von Rocky Beach fand sich nichts. Auch nicht in der Universitätsbibliothek von Los Angeles oder großen städtischen Büchereien dort. Heute morgen fuhr nun Bob zur Universität Ruxton. Dort ist ein Dozent für Anthropologie, Professor Barrister, der eine umfassende Sammlung von Protokollen zur Parapsychologie besitzt. Er hat uns bei der Aufklärung eines früheren Falles, der Sache mit der ›Singenden Schlange‹, sehr geholfen. Vielleicht weiß er etwas über Chiavo. Wenn Bob zurückkommt . . .«
»Da bin ich.« Bob stand urplötzlich vor der Werkstatt.

Er lehnte sein Fahrrad an den Zaun. »Und pünktlich zur Stelle, wie ich sehe. Hallo, Jeff.«
»Hast du etwas herausbekommen?« erkundigte sich Justus.
»Na klar. Die Uni in Ruxton ist einfach phantastisch. Unser Freund in der Anthropologie hat sogar ein paar Veröffentlichungen zum Chiavo-Spiegel verfaßt. Den alten Geschichten zufolge war Chiavo wirklich ein sehr kundiger Zauberer, und der Spiegel besitzt angeblich echte magische Eigenschaften. Die Legende behauptet auch, Chiavo sei gar nicht tot. Er soll durch den Spiegel zu den Erdgeistern gegangen sein, genau wie es uns Senior Santora erzählt hat.«
Die vier Jungen in der Werkstatt waren eine Weile still und dachten nach – über die Legende von einem Magier, der seit langer Zeit in einer fremden Welt, leben soll. Plötzlich verdüsterte sich der Himmel. Peter gab sich einen Ruck und blickte auf. »Ich glaube, wir bekommen ein Gewitter«, sagte er.
Da begann über der Abzugspresse eine Glühlampe zu blinken.
»Oho!« sagte der Erste Detektiv. Er zog einen Gitterrost zur Seite, der neben der Presse an der Werkbank lehnte, und verschwand in einer weiten Wellblechröhre, die voher hinter dem Rost verborgen gewesen war.
»Was ist denn . . .?« setzte Jeff Parkinson an.
Die Blinklampe über der Presse erlosch wieder. Bob zeigte hinauf. »Das ist das Signal dafür, daß in der Zentrale das Telefon klingelt. Just ist deshalb eben mal durch Tunnel II gegangen, um es abzunehmen. Weiß deine Großmutter, daß du hier bist?«
»Nur meine Schwester«, sagte Jeff.
»Dann könnte sie es sein. Komm mit.«
Jeff Parkinson ließ sich auf Hände und Knie nieder und folgte Bob und Peter durch die Röhre, die mit alten Teppichresten ausgepolstert war. Am Ende führte eine Falltür geradewegs ins Innere der Zentrale der drei ???. Justus stand am Schreibtisch, den Telefonhörer am Ohr.

»Wie lange ist das jetzt her?« hörten ihn die anderen fragen.
Jeff stieg durch die Öffnung und sah sich um. Das Büro im Campinganhänger war mit Möbeln und Geräten vollgestellt, aber sehr ordentlich gehalten. Neben Schreibtisch, Stühlen und Aktenschränken sah Jeff ein Mikroskop und ein paar elektronische Apparate, die Justus als Hilfsmittel für Ermittlungsarbeiten gebastelt hatte.
»Ich glaube, du hast es richtig gemacht«, sage Justus gerade in den Hörer. »Wir tun wirklich, was wir können. Halt die Türen gut verschlossen und warte ab.«
Er legte auf.
»Was ist denn?« fragte Bob.
Justus sah an Bob vorbei zu Jeff hin. »Das war deine Schwester«, sagte er. »Sie war mit deiner Großmutter vor einer Viertelstunde vom Einkaufen zurückgekommen und ins Obergeschoß gegangen. Da hörten sie unten in der Bibliothek Gelächter. Sie gingen die Treppe wieder hinunter, und als sie auf halber Höhe waren, konnten sie in die Bibliothek schauen und sahen im Spiegel einen Mann. Er war ganz bleich und hatte langes weißes Haar und funkelnde grüne Augen.«
»Chiavo!« sagte Jeff.
»Mrs. Darnley will die Sache untersuchen lassen, und unser Büro soll den Fall übernehmen! Morton holt uns in einer halben Stunde ab!«

Schon die zweite Warnung

Morton war bereits vor Ablauf der halben Stunde beim Schrottplatz. Er ließ die Jungen einsteigen und fuhr mit höchstzulässiger Geschwindigkeit zum Haus Darnley zurück.
»Jetzt muß ich den Rolls-Royce zur Firma zurückbringen«, erklärte er den Jungen, als er sie absetzte. »Dann gehe ich nach Hause. Ruft mich an, wenn ich euch helfen kann.«
Die drei ??? sagten dies zu und folgten Jeff zur Tür, die Jenny schon vor ihrem Klingeln öffnete. Sie trafen Mrs. Darnley in einem kleinen Sessel in der Eingangshalle an, von wo sie düster zur Bibliothek hinüberblickte. Sie sah blaß aus, und sie rührte sich nicht, als Jenny die Haustür abschloß.
»Ich bringe es einfach nicht über mich, dort hineinzugehen«, sagte sie, »aber eines weiß ich gewiß: herausgekommen ist bisher niemand.«
»Sie haben die ganze Zeit, seit Sie da im Spiegel etwas sahen, den Eingang überwacht?« fragte Justus.
»Ich habe die Tür nicht aus den Augen gelassen«, sagte Mrs. Darnley. Sie griff sich ans Haar, und die Jungen sahen, daß ihre Hand leicht zitterte.
»Ich rief bei euch an und holte Großmama einen Sessel, und dann sah ich an allen Türen und Fenstern nach«, berichtete Jenny.
»Wo ist John?« fragte Peter.
»Heute ist sein freier Tag«, sagte Jeff.
»Dann war das Haus leer, während Sie fort waren, Mrs. Darnley?« fragte Justus.
»Leer und abgeschlossen. Schubriegelschlösser an beiden Hauseingängen und Gitter vor jedem Fenster. Und nirgends waren Einbruchsspuren zu finden. Niemand könnte hier eindringen.

Niemand. Und ich weiß, daß die Türen verschlossen waren, als wir wegfuhren. John nahmen wir mit. Ich sah ihm beim Abschließen zu, und dann schaute Jenny noch einmal nach, ob die Türen auch wirklich gesichert waren.«
»Ist es denkbar, daß John später wieder herkam und dabei weniger Sorgfalt walten ließ?« fragt Justus.
»Nein. Ein paar Teilnehmer am Gitarrenkurs veranstalten heute im Ebell-Club ein Konzert, und John soll dabei als Solist auftreten. Wir ließen John beim Club aussteigen, ehe wir nach Westwood weiterfuhren.«
Justus trat ins Bibliothekszimmer. Mrs. Darnley zögerte einen Augenblick, dann stand sie auf und kam nach. Der Raum war fast ganz dunkel. Draußen war es düster geworden, und außerdem waren die schweren Vorhänge vor den Fenstern zugezogen. Justus sah sein schattenhaftes Ebenbild im Spiegel. Er knipste eine Tischlampe an und sah sich um. Bob und Peter kamen auch herein, und Jenny blieb unentschlossen auf der Schwelle stehen. Die Bibliothek sah noch genau so aus wie in der vergangenen Woche. Nichts wirkte ungewöhnlich.
»Jenny, wo warst du, als du den Geist im Spiegel gesehen hast?« fragte Justus. »Weißt du die Stelle noch genau?«
»Aber klar.« Jenny drehte sich um, ging in die Halle zurück und ein paar Treppenstufen hinauf. Dort blieb sie mit ernstem Gesicht stehen, etwa acht Stufen vom oberen Absatz entfernt. »Hier«, rief sie »Hier war ich, und Großmama war eine oder zwei Stufen unter nur.«
»Gut. Bleib da oben.« Justus ging in der Bibliothek ganz nach hinten und behielt dabei den Spiegel im Blick. Als er einen Standort gefunden hatte, von wo er seinerseits Jennys Spiegelbild sehen konnte, rief er: »Kannst du mich sehen?«
»Ja, ich seh dich im Spiegel«, kam es zurück.
»So hätte es sich machen lassen«, sagte Justus zu Mrs. Darnley. »Wenn jemand genau hier stand, wo ich jetzt bin, mußten Sie

sein Spiegelbild sehen, als Sie die Treppe herunterkamen, und das mußte dann so wirken, als sähen Sie im Spiegel eine Erscheinung. Das Zimmer hier ist ziemlich dunkel, wenn die Vorhänge zugezogen sind. Haben Sie ihn eigentlich deutlich gesehen?«
Mrs. Darnley schloß die Augen, als denke sie nicht gern daran.
»Ganz deutlich. Er . . . nun, er leuchtete irgendwie«
»Eine Geheimtür!« platzte da Bob heraus. »Es muß da noch einen Ausgang aus dem Zimmer geben!«
»Es sei denn . . . daß es wirklich einen Geist gibt«, sagte Peter erschauernd.
Nun schauten die Jungen gründlich nach. Peter und Jeff hoben die Teppiche hoch und untersuchten den Fußboden; sie stocherten sogar mit einem Küchenmesser in den Ritzen herum. Bob und Justus nahmen die Bücher aus den Regalen und klopften die dahinterliegenden Wände ab.
»Hört sich massiv an«, sagte Bob. »Ich merke genau, wo die Pfosten im Mauerwerk sind.«
Justus zog die Brauen zusammen. Er zeigte auf die Wand gegenüber dem Spiegel. »Was kommt hinter diesem Raum?« wollte er wissen.
»Nichts mehr«, sagte Mrs. Darnley. »Das ist eine Außenwand. Gleich dahinter steigt der Hang an. Die Mauer steht sogar zum Teil im Hang. Deshalb gibt es hier keine Fenster, und auf der Nordseite des Wohnzimmers auch nicht.« »Hmm!« Justus runzelte die Stirn und zupfte an seiner Unterlippe. Er klopfte noch einmal gegen die Wand. »Unglaublich das Ganze«, sagte er.
Da ging die Türklingel in der Halle, und alle erschraken.
»Ich gehe hin«, sagte Jenny.
Mrs. Darnley und die Jungen hörten, wie das Mädchen an den Schlössern herumfummelte und dann sagte: »Ach, Sie sind es.« Und schon trat Señor Santora in die Bibliothek. Jenny kam dicht hinterdrein, hell empört.

»Ich habe Sie nicht hereingebeten!« sagte sie.
Señor Santora sah die Jungen finster an. Er warf einen raschen Blick auf die umgeschlagenen Teppiche und die Bücherstapel auf dem Fußboden. »Ah!« sagte er. Justus glaubte aus seiner Stimme einen Unterton von Genugtuung herauszuhören.
»Sie sind hergekommen, um uns etwas mitzuteilen?« fragte Mrs. Darnley.
»Ich bin gekommen, um festzustellen, ob mein Spiegel unversehrt ist. Auf die Urkunden aus Spanien warte ich noch immer. Aber hier ist etwas geschehen. Etwas hat Sie erschreckt.«
»Gar nichts ist geschehen«, sagte Mrs. Darnley gelassen.
»Sie haben etwas gesehen«, behauptete er hartnäckig. »Ich glaube, Sie haben Chiavo gesehen. Señora, zaudern Sie nicht länger, sonst kann es zu spät sein. Der Anblick Chiavos bedeutet eine Warnung. Lassen Sie mich den Spiegel abholen.«
»Wenn Sie beweisen können, daß Sie der rechtmäßige Eigentümer sind«, sagte Mrs. Darnley, »dann können Sie den Spiegel haben.«
»Wie Sie wünschen.« Er zog ein kleines Notizbuch hervor und schrieb mit einem silbernen Drehstift etwas hinein. Dann riß er die Seite aus dem Buch und reichte sie Mrs. Darnley. »Vielleicht ändern Sie Ihre Ansicht noch«, sagte er. »Wenn ja, rufen Sie mich bitte in meinem Hotel an. Falls Sie sich nicht mehr erinnern: ich wohne im ›Beverly Sunset‹. Hier ist die Telefonnummer.«
Er verbeugte sich und ging hinaus, und Jenny sperrte hinter ihm die Haustür wieder ab.
»Er wußte es also!« sagte Mrs. Darnley. »Er wußte, daß wir im Spiegel etwas gesehen hatten. Wie kann er das wissen?«
»Vielleicht wußte er es tatsächlich, Mrs. Darnley«, meinte Justus Jonas, »vielleicht hat er aber auch nur geblufft. Eines ist sicher: ihm mußte klar sein, daß hier etwas vorgefallen war. Weshalb hätten wir sonst hier' im Zimmer alles auf den Kopf gestellt?«

Mrs. Darnley sah sich die Telefonnummer an, die Señor Santora für sie aufgeschrieben hatte. »Señor Santora bekommt wegen meines Spiegels eine gesalzene Hotelrechnung zusammen. Das ›Beverly Sunset‹ ist nicht billig. Meine Freundin Emily Stonehurst wohnte auch immer dort.«
»Ich glaube, ich kenne das Haus«, sagte Justus. »Es liegt an der Südseite des Sunset Boulevard, nicht? Gleich nach dem Sunset Strip in westlicher Richtung?«
»Stimmt. An der Kreuzung Sunset Boulevard und Rosewood Avenue.«
»Bob und Peter«, sagte Justus, »Morton meinte, er wäre zu Hause, falls wir ihn brauchen sollten. Ruft ihn doch an und fragt ihn, ob er euch zu dem Hotel fahren kann, damit ihr Señor Santora beschatten könnt. Sicherlich gibt es dort außer dem Hauptportal einen Lieferanteneingang, also brauchen wir zu der Aktion zwei Mann.«
»Aber gern! Ich bin froh, wenn ich hier rauskomme«, erklärte Peter ohne Umschweife.
»Ich denke, ich kann meine Mutter anrufen und ihr sagen, daß ich heute nicht zum Mittagessen komme«, meinte Bob. »Und was machst du, während wir Santora abpassen?«
Der stämmige Erste Detektiv strich mit den Fingern über die grotesken Schnörkel, die den Zauberspiegel zierten. »Jeff und ich können die Bücher wieder in die Regale stellen«, sagte er, »und dann werden wir warten. Es interessiert mich nämlich, ob Chiavos Geist erscheint, während ihr Santora im Blick habt.«

Peter auf der Pirsch

Peter, Bob und Morton hatten sich auf der Fahrt nach Beverly Hills nur einen hastigen Imbiß an einem Würstchenstand genehmigt. Es war sehr trübes Wetter, und im Norden hinter den Bergen türmten sich Gewitterwolken auf, als sie am Hotel »Beverly Sunset« ankamen. Der eindrucksvolle vierstöckige Ziegelbau nahm am Sunset Boulevard einen ganzen Häuserblock ein.

»Sieht teuer aus«, stellte Peter fest.

Morton parkte seinen Ford in einiger Entfernung auf der gegenüberliegenden Seite. »Man ist sich einig, daß es sich hier gut leben läßt«, sagte er. »Ich habe schon öfter Leute gefahren, die hier wohnen. Es ist kein gewöhnliches Hotel mit Durchgangsverkehr, und von außerhalb kommen nur selten Gäste hierher. Manche Leute wohnen ständig im Hotel – es ist ihnen zu lästig, eine eigene Wohnung zu unterhalten.«

»Ich denke, daraus läßt sich schließen, daß Señor Santora ziemlich betucht ist«, sagte Bob.

»Achtung, da kommt er!« sagte Peter.

Die drei im Wagen sahen aufmerksam hin, als der Spanier aus dem Hotel trat. Er blieb kurz stehen, sah zu den Wolken hoch und horchte, weil es in der Ferne donnerte, und dann wandte er sich in die andere Richtung und schlenderte den Gehsteig entlang, die Hände in den Taschen.

Morton runzelte die Stirn. »Ob man hier auf dem Sunset Boulevard wenden sollte . . .?«

Señor Santora verhielt wieder den Schritt und sah sich die Auslage eines Blumengeschäfts an, dann spazierte er ein paar hundert Meter weiter, blieb erneut stehen, sah aufmerksam ins Schaufenster eines Kunsthauses und ging gleich darauf hinein.

»Ich glaube nicht, daß er was Bestimmtes vorhat«, sagte Peter. »Ich glaube, er schlägt nur die Zeit tot.«
»Hoppla!« sagte Bob plötzlich. »Da! Dort an der Ecke!«
Ein hagerer Mann in einem dunklen, leicht zerknitterten Anzug war aus einer Seitenstraße auf den Boulevard gekommen und schritt rasch auf den Hoteleingang zu.
»Das ist doch der Einbrecher!« sagte Peter.
»Tatsächlich, der ist es.« Morton machte eine Bewegung, als wolle er aussteigen.
»Abwarten, Morton.« Peter hielt ihn rasch zurück. »Das kann für uns *die* Chance sein, rauszukriegen, was hier gespielt wird.«
»Aber der Mann ist ein Verbrecher«, wandte Morton ein. »Er ist in Mrs. Darnleys Haus eingebrochen.
»Weiß ich«, sagte Peter. »Und Mrs. Darnley glaubt, Santora könne dahinterstecken. Und ausgerechnet jetzt, nachdem im Spiegel diese unheimliche Erscheinung aufgetaucht ist, geht er hier in Santoras Hotel.«
Peter überlegte lange mit zusammengezogenen Brauen, dann seufzte er und machte sich langsam ans Aussteigen.
»Was hast du denn vor!« fragte Bob.
»Ihm nachgehen«, sagte Peter. »Was kann ich sonst machen? Wenn er mit Santora unter einer Decke steckt, dann müssen wir das genau wissen.«
»Wenn sie sich in dem Kunstgeschäft treffen wollen, dann sei lieber vorsichtig«, riet Bob. »Sie haben dich ja beide schon einmal gesehen. Sie werden dich erkennen.«
»Der Einbrecher kann gefährlich sein«, warnte auch Morton.
Peters Miene war fest entschlossen. »Ich weiß«, sagte er. »Keine Sorge, ich passe auf.«
Er lief zur Kreuzung vor und ließ dabei die schwarzgekleidete Gestalt nicht aus den Augen. Der Einbrecher ging mit gesenktem Kopf, den Blick auf den Gehsteig vor sich gerichtet. Nicht das Kunsthaus war sein Ziel, sondern er trat ins Hotel.

Peter überquerte die Straße, als die Fußgängerampel auf Grün stand. Mit hochgerecktem Kopf und gespitzten Lippen, als pfeife er ein Liedchen, ging er auf das Hotel zu – ein junger Mann, der ohne Ziel herumbummelt. Und dann trat er ins Hotel, um den Einbrecher zu suchen.

Das Foyer des Hotels war ruhig und mit dicken Teppichen ausgelegt. Es gab niedrige runde Tische mit frischen Blumensträußen darauf, viele üppig gepolsterte Sofas und Sessel und eine bunt gemischte Gesellschaft älterer Damen und Herren. Manche saßen einfach da, andere lasen oder unterhielten sich leise.

Peter erspähte seinen Gegner sofort. Der Einbrecher im dunklen Anzug war ganz hinten im Foyer und sprach mit dem Mann am Empfang.

Peter versuchte sich vorzustellen, was Justus Jonas unter den gegebenen Umständen tun würde, und entschied sich dafür, daß Justus bestimmt versuchen würde, die Unterhaltung am Empfang zu belauschen. Er ging geräuschlos über die Teppiche, blieb dann stehen, kaum mehr als einen Meter von dem Einbrecher entfernt, ließ sich auf ein Knie nieder und begann an seinen Schuhbändern zu nesteln.

»Ich bedaure, Sir«, sagte der Hotelportier. »Señor Santora ist zur Zeit nicht im Hause.«

»Dann möchte ich für ihn eine Nachricht hinterlassen«, sagte der dunkle Mann. »Könnte ich ein Blatt Papier haben!«

»Aber gewiß, Sir.«

Peter richtete sich auf und sah, wie der Einbrecher sich über die Empfangstheke neigte und etwas schrieb. Dann sah Peter auf die Uhr im Empfang, richtete seine Armbanduhr danach, drehte sich um und setzte sich mit dem Rücken zum Empfang auf ein Sofa.

»So«, sagte der Einbrecher. »Sie sorgen doch dafür, daß Señor Santora dies erhält?«

»Selbstverständlich«, antwortete der Portier.

Peter sah sich verstohlen um. Der dunkle, hagere Mann stand noch immer mit dem Rücken zu ihm. Peter sah, wie der Portier ein zusammengefaltetes Blatt Papier in einen numerierten Schlitz an der Wand hinter sich steckte. Die Nummer auf dem Schlitz war 426.
Der Portier hatte sich seiner kleinen Aufgabe entledigt; nun wandte er sich wieder dem hageren Besucher zu und hob eine Braue, als wolle er sich erkundigen, ob er noch anderweitig zu Diensten sein könne.
»Es ist sehr wichtig«, sagte der Mann.
»Ich werde Señor Santora sofort verständigen«, versprach der Portier.
Das Telefon im Empfang schnatterte.
»Bitte entschuldigen Sie mich«, murmelte der Portier. Er drehte sich um und nahm den Hörer ab.
Der hagere Mann trat lässig zur Seite und bog unauffällig um die Ecke in einen Flur, wo ein Schild den Weg zu den Aufzügen wies. Einen Augenblick später hörte Peter, wie sich eine Aufzugtür schloß, und dann folgte ein Summen, aus dem er entnahm, daß der Aufzug lief.
Señor Santoras Besucher verließ sich also zur Übermittlung seiner Nachricht lieber nicht auf den Portier! Peter erkannte jetzt, daß die Nachricht vermutlich ohnehin nur ein Täuschungsmanöver war – eine Finte, damit der Hotelangestellte etwas in Santoras Brieffach steckte und der Einbrecher auf diese Weise Santoras Zimmernummer herausbekam.
Peter zögerte einen Augenblick, dann stand er auf und ging langsam am Empfang vorbei um die Ecke in den Flur, wo sich die Aufzüge befanden.
Es gab zwei Aufzüge und ein Treppenhaus, das hinter einer massiven feuersicheren Stahltür lag. Wieder blieb Peter stehen, und sein Magen krampfte sich zusammen. Dann öffnete er die Tür und ging treppauf, wobei er zwei Stufen auf einmal nahm.

Als er den vierten Stock erreicht hatte, öffnete er vorsichtig die Stahltür einen Spalt weit und spähte aufgeregt in den Flur.
Auch hier sah er luxuriöse Teppiche wie im Foyer. Er sah entlang den Wänden niedrige Tischchen und viele, viele Blumensträuße, und er sah Türen. Türen, Türen und nochmals Türen. Nur den schlanken dunklen Mann sah er nicht.
Peter trat aus dem Treppenhaus in den Flur und schritt vor bis zu Zimmer 426. Er blickte einfach nicht mehr durch. War der Einbrecher in Santoras Zimmer? War er gerade dabei, Santora zu berauben? Oder wartete er, um mit Santora zu sprechen? Sollte Peter Hilfe holen?
Er blickte den Flur auf und ab. Hier gab es kein Telefon. Es gab nur die Teppiche, die Tische mit den Blumen und die abweisenden, geschlossenen Türen. Sollte er zum Foyer zurücklaufen und den Portier verständigen?
Wieder versuchte Peter sich vorzustellen, er sei Justus Jonas. Würde Justus zum Foyer zurücklaufen? Nein, entschied Peter. Justus würde hier am Ort bleiben und beobachten, was weiter passierte. Er konnte ja dem Einbrecher immer noch folgen, falls der Mann vor Santoras Rückkehr wieder gehen sollte. Und wenn Santora zurückkam, solange der Mann noch hier war, ließe sich bestimmt einiges Interessante beobachten.
Hier im Flur konnte er sich freilich nicht länger aufhalten. Wenn nun eine der numerierten Türen aufging, wenn einer der Hotelgäste in den Flur hinaustrat – mit Sicherheit würde man ihm Fragen stellen. Er mußte sich verstecken.
Fast genau gegenüber Santoras Zimmer war eine Tür, die keine Nummer trug. Peter drehte probeweise am Knauf: es war nicht abgeschlossen. Er öffnete die Tür und schnüffelte – muffiger Geruch und der Duft von Bohnerwachs. Das war also die Kammer für die Putzgeräte.
»Trifft sich gut«, sagte sich Peter. Er trat in den winzigen Raum und sah sich vor, die Besen und Mops, die an der Wand lehnten,

nicht umzustoßen und nicht über den Staubsauger zu stolpern. Dann zog er die Tür bis auf einen schmalen Spalt zu, lehnte sich gegen ein Wandbrett, auf dem Flaschen mit Putzmitteln und Möbelpolitur standen, und spähte durch die Ritze zwischen Tür und Rahmen hinaus. Er grinste. Santoras Tür konnte er überblikken. Und wenn jemand diese Tür öffnete, dann würde er geradewegs in Santoras Zimmer sehen können.
Er wartete regungslos. Von draußen drang Donnergrollen zu ihm.
Weiter vorn auf dem Flur summte der Aufzug und hielt dann an. Peter hörte, wie die Schiebetür aufging. Schritte hallten leise auf dem Teppichboden. Ein Mann kam mit festem Tritt auf Peter zu. Peter hörte, wie er etwas auf Spanisch murmelte. Dann sah er Señor Santora am Putzraum vorbeigehen, vor der Tür zu Zimmer 426 stehenbleiben und den Schlüssel ins Schloß stecken.
Peter öffnete seine Tür noch ein wenig weiter, damit ihm nun auch nicht das Geringste entging.
Santora runzelte die Stirn und drehte den Schlüssel zweimal herum, dann stieß er die Tür zu seinem Zimmer auf. Er trat ein und schloß die Tür hinter sich. Peter schlüpfte aus seinem Versteck, überquerte den Flur und wollte gerade das Ohr an die Tür zu Nummer 426 legen, als er etwas hörte, das ihn zur Salzsäule erstarren ließ. Er hörte einen dumpfen Schlag und dann einen gewaltigen Aufprall, wie wenn jemand zu Boden stürzt!

Damit scheint es handfeste Beweise dafür zu geben, daß Santora und jener Einbrecher erbitterte Rivalen sind. Ob nun aber beide zu den Bösen gehören oder ob in der Gegnerschaft Gut und Böse vertreten sind, ist an dieser Stelle noch offen.

Die Tür zu Santoras Zimmer ging auf. Eine Sekunde lang

standen sich Peter und der schwarzgekleidete Einbrecher Auge in Auge gegenüber.
»Du!« fauchte der Einbrecher. Er wollte sich auf Peter stürzen. Peter wich aus, und der Mann sauste schwungvoll an ihm vorüber. Er stieß mit Wucht an die Wand gegenüber Nummer 426. Peter kam es vor, als pralle er förmlich von der Wand ab. Dann lief der Mann den Flur entlang, vor zum Treppenhaus, und Peter sah, daß er etwas Weißes, Zerknülltes in der Hand hatte. Peter hechtete vor und schnappte sich die Beine des Mannes. Er packte fest zu. Der Mann stürzte bäuchlings hin, und das Weiße in seiner Hand fiel zu Boden. Er stieß mit den Füßen, schlug wild um sich und krümmte sich, und schließlich gelang es ihm, die geballte Faust auf Peters Kopf niedersausen zu lassen.
Peter war einen Augenblick lang ohne Besinnung. Der Mann rappelte sich auf und lief weg, und die Tür zum Treppenhaus fiel krachend ins Schloß.
Mühsam und zitternd stand Peter auf. Er lehnte sich gegen die Wand. Ihm war schwarz vor den Augen, doch dann sah er wieder klar, und sein Blick fiel auf das weiße Papierknäuel, das der Mann bei sich gehabt hatte. Es lag dicht vor der Wand am Teppichrand. Wie mit einer Reflexbewegung hob Peter es auf und steckte es ein.
Er ging zu Zimmer 426 zurück. Die Tür stand offen, und Peter sah Señor Santora auf dem Fußboden liegen. Blut sickerte hinter einem Ohr hervor und lief über Hals und Hemdkragen.
»Himmel!« Peter war mit vier schnellen Schritten bei Santora und kniete sich neben ihm hin. Seine Finger tasteten nach dem Handgelenk des Mannes, und er atmete erleichtert auf, als er den Puls spürte. Santora war vielleicht schwer verletzt, aber er lebte wenigstens noch.
Auf einem Schreibtisch, neben einem Stapel Papiere, die aus einem offenen Aktenkoffer entnommen waren, stand ein Telefon. Peter nahm den Hörer ab.

»Ja, bitte?« kam die liebenswürdige Stimme der Dame von der Telefonzentrale.
»Señor Santora ist verletzt«, sagte Peter rasch. »Rufen Sie die Polizei und lassen Sie sofort einen Arzt kommen!«
Ehe die verblüffte Telefonistin etwas erwidern konnte, hatte Peter schon wieder aufgelegt. Er schritt über Santora weg und rannte fluchtartig den Gang entlang, vor zum Treppenhaus. Als er die Stufen hinunterlief, hörte er wieder den Aufzug. Er kam vom Foyer herauf.
Peter kam im Erdgeschoß an und betrat dort wieder den Flur. Er zwang sich dazu, gelassen durchs Foyer zu gehen. Hier wirkte alles ruhig, aber der Portier war nicht im Empfang.
Peter trat auf die Straße hinaus. Es war jetzt ganz finster, und es hatte angefangen zu regnen. Der Donner grollte, und über den Bergen zuckten Blitze. Peter hetzte geduckt durch den Regen. Als die Ampel an der Ecke grün zeigte, rannte er zum Wagen hinüber, wo Morton und Bob warteten. Er riß die Tür auf und ließ sich auf den Rücksitz fallen.
»Was ist denn los?« fragte Bob. »Wir sahen wie Santora wieder ins Hotel ging. Hat er sich mit dem Einbrecher getroffen?«
Peter konnte nicht gleich antworten. Er starrte nur auf seine Hände, die heftig zitterten.
»Was ist denn?« drängte Bob.
»Habt . . . habt ihr den anderen Mann wieder rauskommen sehen?« fragte Peter mit unsicherer Stimme.
»Nein. Ist er nicht bei Santora?«
Peter schüttelte den Kopf. »Ich . . . ich habe die Vermittlung angerufen«, sagte er. »Der kleine Kerl . . . er kann nur durch den Lieferanteneingang entwischt sein.«
»Aber Peter, was ist eigentlich passiert?« fragte Morton.
Sirenengeheul ertönte auf der Straße, und ein Polizeiauto drängte sich mit quietschenden Reifen durch den Verkehr und fuhr am Hoteleingang vor.

»Der Einbrecher«, sagte Peter. »Er hat versucht, Santora umzubringen. Er hat ihn ganz übel zusammengeschlagen. Ich wollte nicht dort bleiben. Ich . . . ich hielt es nicht durch. Es wäre doch schlimm, wenn sie mich oben im Hotelzimmer gefunden hätten. Santora – es war alles voll Blut!«

Spuk im Spiegel

Als Bob und Peter mit Morton weggefahren waren, schritt Justus aufmerksam durch das große Haus und prüfte nach, ob alle Türen verschlossen und verriegelt und die Fenstergitter unversehrt waren. Er durchstreifte die abgedunkelten Räume und versuchte sich des Eindrucks zu erwehren, daß sich ringsumher alles mögliche bewegte – überall war Bewegung, als pulsiere das alte Haus vor unheimlichem Eigenleben. Er machte sich immer wieder klar, daß das alles von den Spiegeln herrührte – Spiegel über Spiegel, worin sich indessen nur sein eigenes Bild regte.

Dann stand er in der Bibliothek und horchte. Er konnte Jenny und Mrs. Darnley in der Küche im gegenüberliegenden Teil des Hauses hören. Sie klapperten mit dem Geschirr, die Kühlschranktür schlug zu, und die Dunstabzugshaube über dem Herd summte. Das waren normale Alltagsgeräusche, tröstlich und gut. Doch selbst diese Geräusche wirkten eigenartig in einem Haus, wo trotz Schlössern und Eisengittern und massiven Wänden irgend jemand oder irgend etwas ungehindert kommen und gehen konnte.

Der Donner grollte weit hinten im Norden, und im Zauberspiegel bewegte sich schon wieder ein Schatten. Es war Jeff Parkinson, der gerade in die Bibliothek gekommen war.

»Heute wird es früh dunkel«, sagte Jeff.

»Ja«, sagte Justus. »Es sei denn, das Gewitter zieht weiter.«

Jeffs Miene war angespannt. Er sprach, als suche er krampfhaft nach einer unverfänglichen Bemerkung. »Ich dachte immer, in Kalifornien gäbe es im Sommer keinen Regen.«

»Das kommt auch nicht oft vor«, sagte Justus.

»Großmama hat das Abendessen fertig«, sagte Jeff. »Wir essen in der Küche. Ich glaube,zur Zeit will sie keine Spiegel mehr sehen.«

Justus nickte und folgte Jeff den langen Flur entlang, vorbei an Mrs. Darnleys sorgfältig zusammengestellten Schauräumen für ihre hochgeschätzten Spiegel und in die große, hell erleuchtete Küche.
John Chan würde erst am nächsten Morgen wieder ins Haus kommen, und vor die Tür, die von der Küche in die Garage führte, war ein niedriger Schrank gerückt worden.
Mrs. Darnley hatte ein leichtes Sommerkostüm getragen, als sie mit Jenny vom Einkaufen zurückgekommen war. Jetzt hatte sie Hosen an und dazu eine Bluse, die ebenso schlicht wie teuer aussah. Ihr silberblondes Haar war zurückgekämmt und im Nacken zu einem Knoten aufgesteckt.
»Hier werden wir keine Gespenster sehen«, sagte sie. Sie stellte eine Platte mit Rührei auf den Tisch.
»Ich bin tatsächlich froh, daß John hier in der Küche keine Spiegel haben will.«
»Sie haben doch nur in einem bestimmten Spiegel eine Erscheinung gesehen«, brachte Justus in Erinnerung. »Im Chiavo-Spiegel.«
Mrs. Darnley setzte sich hin. Jetzt wirkte sie müde und alt und verbraucht. »Manchmal«, sagte sie, »glaube ich, daß alle meine Spiegel verhext sind. Manchmal, wenn ich allein bin, wenn ihr Kinder nicht da seid, komme ich mir vor, als sei *ich* das Gespenst.« Justus Jonas wurde es plötzlich bange. Hatte seine Auftraggeberin sich so sehr in ihre Spiegelwelt verstrickt, daß ihr die wirkliche Welt zu entgleiten drohte? »Mrs. Darnley«, sagte er schnell, »Sie haben doch vorher noch nie in irgendwelchen Spiegeln Gespenster gesehen?«
Sie sah ihn an, und ihr Gesichtsausdruck, der geistesabwesend und träumerisch gewesen war, wurde aufmerksam. Sie lächelte. »Nein, Justus, das nicht. Aber in diesem Haus sehe ich mich selbst so viel öfter kommen und gehen, als es wirklich nötig wäre, und ich denke wohl zuviel an all die anderen – die tragischen

Gestalten, die sich einst auch in den Spiegeln betrachteten. Aber Halluzinationen habe ich deshalb keine. Ich habe noch nie vorher in einem Spiegel ein Gespenst gesehen.
»Gut«, meinte Justus. »Dann müssen wir uns nur mit dem einen Spiegel befassen – mit dem Chiavo-Spiegel. Mrs. Darnley, entweder spukt es wirklich in diesem Spiegel, oder es gibt eine Möglichkeit, ins Haus zu gelangen, von der Sie nichts wissen, oder aber es hält sich hier jemand versteckt, an einem Ort, den wir nicht finden können. Eine von diesen drei Möglichkeiten muß zutreffen.«
Mrs. Darnley nickte. »Ja, ich weiß.«
»Die meisten der beunruhigenden Geräusche, die hier in der vergangenen Woche zu hören waren, traten bei Nacht auf, oder nicht?« erkundigte sich Justus.
»Ja«, sagte Mrs. Darnley. »Als ich den Geist zum ersten Mal sah...«
Justus erstarrte. »Sie haben ihn nicht erst heute gesehen?«
»Gestern nacht sah ich ihn«, bekannte sie. »Es war spät. Schon sehr spät. Ich hatte gehört, wie Jeff und John im Haus herumtappten, und als sie wieder zu Bett gegangen waren, konnte ich nicht wieder einschlafen. Dann, sehr lange danach, hörte ich Schritte auf dem Flur. Ich stand auf. Ich wußte, Jeff konnte es nicht sein, denn ich merke es immer genau, wenn Jeffs Tür aufgeht, auch wenn er sie noch so verstohlen öffnet. Ich wußte auch, daß es nicht John war. Johns Schritt kenne ich. Ich zog meinen Bademantel über und ging in die Halle hinunter. Sie war natürlich dunkel, aber nicht so dunkel, daß ich nichts erkennen konnte. Jedenfalls war niemand in der Halle, aber ein Laut war zu hören, ein gräßliches leises Kichern. Es schien aus der Bibliothek zu kommen. Ich ging zur Treppe vor und stieg hinunter, und – nun ja, da sah ich eben das, was Jenny und ich dann heute nachmittag gesehen haben: ein Gesicht. Diese entsetzliche Fratze im Spiegel.«

»In der Bibliothek war es heute nachmittag dunkel, die Vorhänge waren zugezogen«, sagte Justus. »Und gestern nacht muß es erst recht dunkel gewesen sein.«
»Völlig dunkel«, bestätigte Mrs. Darnley. »Und trotzdem sah ich das Gesicht.«
»Großmama, warum hast du es denn nicht erzählt?« wollte Jeff wissen. »Ich war doch hier. Warum hast du es mir nicht gesagt?«
»Weil ich nicht an Gespenster glaube«, erklärte Mrs. Darnley. »Ich wollte nicht zugeben, daß ich eines gesehen hatte. Aber heute, als auch Jenny es sah, mußte ich es zugeben.«
»Also gut«, sagte Justus. »Ich schlage folgendes vor: wir gehen alle hinauf ins Obergeschoß. Und zwar bald. Jetzt gleich. Haben Sie oben ein Fernsehgerät?« Mrs. Darnley nickte. »Gut. Dann können wir zusammen fernsehen.«
»Alle zusammen?« fragte Jenny.
»Mit einer Ausnahme«, sagte Justus. »Wir schalten in der Halle das Licht aus, und ich setze mich auf die Treppe – dorthin, wo Sie, Mrs. Darnley, heute nachmittag standen, als Sie und Jenny das Gespenst sahen. Vielleicht erscheint Chiavos Geist wieder, wenn es im Haus ruhig ist. Vielleicht können wir verfolgen, auf welche Weise die Erscheinung im Spiegel auftaucht.«
Das war eine gute Idee. Als alle gegessen hatten, stiegen Jenny, Jeff und Mrs. Darnley geräuschvoll die Treppe hinauf. Mrs. Darnley fragte laut, welches Programm Justus am liebsten sehen würde. Und als Mrs. Darnley im oberen Flur das Licht ausknipste, bezog Justus seinen Posten auf den Stufen, mit Blick auf die Flügeltür zur Bibliothek.
Vielleicht eine halbe Stunde lang drang kein Laut zu ihm – außer dem Toben des aufziehenden Unwetters und gedämpftem Lachen aus dem Fernsehzimmer. Hin und wieder zuckte ein Blitz herab, und der Donner war einmal in der Nähe zu hören, dann weit weg, und dann wieder ganz nah. Justus harrte aus, ohne sich einen Augenblick der Entspannung zu gönnen.

Dann hörte er unten ein leises Geräusch. Es war so schwach vernehmbar, daß er gar nicht sicher war, ob er überhaupt etwas gehört hatte. Es war ein ganz leises, hohes Stöhnen, vielleicht auch nur ein Quietschen am Haus. War es nun das Gebälk, das nach dem jähen Temperaturabfall ächzte, oder hatte sich da tatsächlich etwas bewegt?
Und da krachte es dumpf!
Justus erschrak. Das war unüberhörbar gewesen. Es hatte laut widergehallt, als hätte jemand etwas fallen lassen – oder als hätte jemand heftig mit dem Fuß aufgestampft.
Doch noch immer sah Justus nichts. Da war nur der Umriß des Türrahmens, ein schwarzes Rechteck in der dunklen Halle. Sonst war da nichts.
Da lachte es unten. Obwohl Justus nicht leicht zu schrecken war, erschauerte er. Das Lachen war gemein, hämisch, fast wie das Lachen eines Irrsinnigen.
Ein grünliches Licht flackerte in der Bibliothek, und jäh – so jäh, daß er zwinkern mußte – erkannte Justus, daß sein Blick durch die offenstehende Tür geradewegs auf den widerlichen Spiegel fiel. Und er sah das Gespenst!
Justus war einen Augenblick starr vor Entsetzen. Dann verschwand die Erscheinung im Spiegelglas, und Justus rieb sich die Augen. Er konnte kaum glauben, daß er sie gesehen hatte. Das Haar war grau und verfilzt und hing zu beiden Seiten des Gesichts in wirren Strähnen wie feuchter Tang herab. Das Gesicht war kreidebleich, bleich wie der Tod, und es leuchtete wie aus einer unirdischen Quelle. Und die Augen – die Augen waren weit geöffnet: grüne, funkelnde, höhnische Augen!
Oben auf dem Flur ging die Tür zum Fernsehzimmer auf.
Wieder hörte Justus das Lachen und sah den grünlichen Schimmer und das gräßliche Gesicht im Spiegel.
Da sprang er blitzschnell auf und rannte stolpernd die Treppe hinunter. Plötzlich war die Erscheinung im Spiegel verschwun-

den. Alles war wieder ganz finster. Nur das hämische Lachen ertönte noch einmal, schwächer diesmal, verhallend.
Justus sauste durch die Halle zur Bibliothek und tastete aufgeregt nach einem Licht. Seine Hände stießen an eine Lampe, und er knipste sie an.
Der Raum war leer. Außer Justus selbst mit seinem bleichen Ebenbild im Zauberspiegel war niemand da.

Als Erklärung bieten sich, wie vom Ersten Detektiv bereits stichhaltig erläutert, drei Möglichkeiten an: echter Spuk oder aber eine von zwei realen Bedrohungen für die so sorgsam bewerkstelligte Sicherheit des Hauses Darnley. Ich will euch einen kleinen Hinweis zukommen lassen. Der Magier Drakestar pflegte vor seinem Ableben im »Spukhaus« Privatvorstellungen zu geben. Versucht euch einen Reim darauf zu machen!

Ein Phantom und sein Schlupfwinkel

Jeff Parkinsons Spiegelbild erschien plötzlich neben dem des Ersten Detektivs.
»Du hast es gesehen?« fragte Jeff.
Justus nickte.
Jenny und Mrs. Darnley traten hastig hinter Jeff durch die Tür. Mrs. Darnley schaute nur kurz in Justus' weißes Gesicht und gab einen Laut von sich, der halb Lachen, halb Seufzen war. »Es war schrecklich, nicht?« sagte sie.
Justus Jonas holte tief Atem und gebot seinen Händen, nicht zu zittern. Er zwang sich dazu, ruhig zu sagen: »Es war ganz furchtbar. Ich kann es Ihnen nachfühlen, Mrs. Darnley, daß Sie es nicht zugeben wollten.«
Und dann blickte Justus auf die kahlen Wände ringsum und in den Spiegel. »Aber wo ist es hin?« fragte er.
»Dorthin zurück, wo es hergekommen ist – hoffentlich«, sagte Jenny. Sie erschauerte. »Vielleicht... vielleicht ist die Geschichte, die Señor Santora erzählte, doch war. Vielleicht erscheint Chiavo tatsächlich in dem Spiegel.«
»Aber . . . aber das ist unmöglich«, sagte Mrs. Darnley. »Es gibt doch schließlich keine Leute, die in Spiegeln leben! Und das ist wirklich nur ein Spiegel. Ein gewöhnlicher Spiegel, bis auf den Rahmen, der allerdings ekelhaft ist.«
»Ja.« Justus ging zum Spiegel und berührte den Rahmen. »Ekelhaft, aber so gibt es manche Scheußlichkeiten. Ein massiver Stahlrahmen. Keine Kabel dran. Auch nichts Besonderes an der Scheibe selber, außer daß es antikes Glas ist. Und darin erschien uns das Bild eines abscheulichen alten Mannes. Es war also etwas hier im Zimmer! Es kann nicht anders gewesen sein. Ich habe es ja gesehen!«

Das Gewitter, das bisher nur gedroht hatte, entlud sich jetzt mit großer Gewalt. Es schien, als wehre sich selbst das Wetter gegen die fürchterliche Erscheinung im Spiegel. Erst fielen die ersten riesigen Regentropfen, dann kam ein Sturzbach, und ein scharfer Blitz zuckte, gefolgt von Donnergepolter, das den alten Bau bis in die Fundamente zu erschüttern schien. Die Lampe flackerte und ging aus.

»O je!« sagte Mrs. Darnley. »Jetzt hat es in die Stromleitung eingeschlagen!«

Justus Jonas stand in der finsteren Bibliothek. Er horchte auf den heftig prasselnden Regen draußen und sah sich gründlich im Raum um. Plötzlich blieb sein Blick an einem schwachen graugrünen Schimmer haften, der vor einer Ecke des Raumes mitten in der Luft zu schweben schien.

Justus schritt auf den geheimnisvollen Schimmer zu. Er streckte im Dunkeln eine Hand aus und faßte hin. Er fühlte den Rand eines Bücherregals, und dann spürte er noch etwas anderes – etwas Klebriges. Und als er seine Hand von dem Regal zurückzog, glomm auf seinen Fingerspitzen ein schwaches Leuchten.

»Wir brauchen hier Licht«, sagte er.

Jenny und Jeff gingen hinaus, und Justus hörte, wie sie sich durch das dunkle Haus vortasteten. Und dann wurde es hell – weiches Kerzenlicht.

»Die Batterien in unserer Stablampe sind leer«, sagte Jeff. Er stellte eine Kerze auf einem Tisch ab und kam mit einer zweiten zu Justus. »Besser geht es leider nicht.«

Justus schaute auf seine Hand. Der grünliche Schimmer war verschwunden. Seine Finger waren mit einer grauen Masse beschmiert.

»Was ist das?« wollte Jeff wissen.

Justus roch an dem Zeug und wandte sich dann Mrs. Darnley und Jenny zu. »Wir haben es mit einem Geist zu tun, der Theaterschminke benutzt!« verkündete er. »Keine gewöhnliche

Schminke, sondern solche, die im Dunkeln leuchtet. Wir sollten doch besseres Licht haben.«
Jenny brachte mehr Kerzen her und zündete sie an, und Justus untersuchte genau das Regal, wo noch ein wenig von der grauen Schmiere haftete. Er wischte sich die Hände an seinem Taschentuch ab, nahm die Bücher vom Regal und besah sich die Wand dahinter aus der Nähe. Er klopfte sie ab und horchte und klopfte wieder.
»Es hört sich so massiv an«, sagte er. »Es ist kaum zu glauben, und doch muß hier eine Tür sein. Und das ist eine Außenwand an der Hinterseite des Hauses. Es könnte also ein Ausgang ins Freie sein. Auf diesem Weg ist der Geist vielleicht gekommen und wieder verschwunden, ungeachtet aller Schlösser und Riegel und Eisengitter. Es muß hier einfach einen Geheimausgang geben!«
»Aber das Haus ist doch in den Hang hineingebaut«, sagte Mrs. Darnley. »Hinter dieser Wand ist doch bis obenhin nur Erdreich.«
»Es könnte ja einen unterirdischen Gang geben«, meinte Justus. »Der brauchte nicht einmal lang zu sein.«
»Oder eben noch ein Raum.« Jenny zeigte auf die Wand, und ihre Stimme zitterte. »Vielleicht steht es jetzt da, dieses . . . dieses Ding, und horcht.«
Jeff sauste plötzlich aus der Bibliothek. Justus hört, wie er in die Küche raste. Schubladen und Schranktüren wurden geöffnet und geschlossen. Dann kam Jeff mit einem schweren Holzschlegel zurück. »Ich weiß nicht, wozu John das hier braucht«, sagte er, »aber ich weiß, was ich damit anstelle, wenn das Ding aus der Wand kommt.«
»Vielleicht ist es jetzt auch gar nicht mehr im Haus«, meinte der Erste Detektiv. »Wir haben nur eine Möglichkeit, das festzustellen. Wir müssen herausfinden, wie sich die Tür, die es ganz bestimmt hier gibt, öffnen läßt.«
Mrs. Darnley setzte sich hin. »Justus, sei bitte vorsichtig.«

»Ich bin immer vorsichtig«, erwiderte Justus.
Er machte sich in seiner üblichen methodischen Weise an die Suche. Jenny und Jeff halfen ihm beim Ausräumen der Bücher und beim Stochern und Stemmen und Drehen und Klopfen. Eine Zeitlang kamen sie überhaupt nicht weiter. Die Wand hinter den Bücherregalen wies weder Risse noch Fugen auf. Die Fußbodenleiste war stabil und fest angenagelt. Die Lichtschalter waren nur eben Lichtschalter, ganz normal mit den stromführenden Drähten, die sichtbar wurden, als Justus die Abdeckplatten abschraubte. Nichts ließ sich drehen oder verschieben oder gab unter tastenden Fingern nach.
»Es muß eine Klinke oder so etwas geben«, sagte Justus schließlich. »Es muß einen Griff geben, und der muß hier an der Wand sein, nur wo?«
»Vielleicht läßt sich die Tür nur von der anderen Seite her öffnen«, meinte Jeff.
»Nein. Ihr wißt doch, daß Drakestar sich das Haus hier bauen ließ. Diese Tür, wie auch immer sie zu öffnen ist, ließ er nach bestimmten Anweisungen einbauen. Drakestar war ja einer der größten Zauberkünstler, und seine berühmteste Darbietung war ein Trick, wobei er sich plötzlich unsichtbar machte. Auch als er nicht mehr auftrat, lud er sich Leute hierher zum Essen ein und führte ihnen dann seinen Verschwinde-Trick vor. Heute abend verschwand Chiavos Geist aus diesem Raum. Es muß der Raum sein, den Drakestar benutzte, wenn er seinen Gästen seine Künste zeigte, und das bedeutet, daß es eine Möglichkeit geben muß, die Tür von hier aus zu öffnen.« Justus starrte auf die Regale. »Oh!« sagte er plötzlich.
»Was ist?« fragte Jenny.
»Wenn gar nichts anderes mehr hilft, dann kann nur noch das helfen, was wir als einziges nicht ausprobiert haben. Diese Bücherregale sind sehr stabil. Waren sie schon da, als Sie das Haus kauften, Mrs. Darnley?«

»Ja, sie sind eingebaut.«
»Und sie waren dann bei Ihnen von Anfang an mit Büchern vollgestellt. Es tut sich also nichts, wenn wir von oben auf ein Regal drücken, aber versuchen wir es einmal anders herum.« Justus legte seine Hand an die Unterseite des Regalbretts, woran noch immer die Schmiere haftete, und drückte nach oben.
Es gab kein Geräusch, aber es wehte ein schwacher Luftzug, der die Kerzenflammen flackern ließ. Ein Teil der Wand mitsamt den Bücherregalen schwenkte oberhalb der Bodenleiste zur Seite.
Erst rührte sich niemand im Raum. Alle vier starrten auf die Öffnung in der Wand. Doch kein furchterregendes Wesen stürzte auf sie los. Sie sahen nur ein enges Gelaß, nicht einmal einen Meter tief. Die Rückwand des Raums bestand aus Hohlblocksteinen – dies mußte die eigentliche Außenmauer des Hauses sein. Justus spürte Jeff dicht hinter sich, als er in die schmale Kammer jenseits der Zimmerwand schaute. Er sah Staub und Spinnweben, und dann sah er Stufen. Sie führten in pechschwarze Finsternis hinunter.
»Eine Kerze«, sagte Justus. »Gib mir eine Kerze.«
Jeff holte eine. Justus hielt kurz inne, um den Teil der Wand, der sich geöffnet hatte, zu untersuchen. »Kein Wunder, daß es sich so massiv anhörte«, sagte er. »Das hier ist gemauert und verputzt wie jede normale Hauswand, und das Ganze hängt in einem Stahlrahmen. Ein richtiges Meisterstück!«
Jeff schaute an Justus vorbei, in die Dunkelheit am Fuß der Stufen. »Willst du da runter?« flüsterte er.
»Du gehst auf keinen Fall dahinunter!« rief Mrs. Darnley.
»Es tut mir leid, aber ich muß wohl«, sagte Justus. »Ich kann mich eben nicht damit anfreunden, ein Rätsel nur zum Teil zu lösen.«
»Dann komme ich mit!« verkündete Jeff.
»Jeff! Nicht!« Mrs. Darnleys Stimme klang schrill.
»Mrs. Darnley, das Phantom ist vielleicht gar nicht dort unten«,

brachte Justus vor. »Es kann auch schon aus dem Haus und über alle Berge sein.« Justus stieg über die Bodenleiste auf die Treppe. Jeff packte seinen Schlegel fester und folgte ihm.
Die verborgene Treppe war steil. Das Flackerlicht der tropfenden Kerzen beschien staubige, stockfleckige Wände. Justus spürte den eckig-säuerlichen Geruch nach Alter und Feuchte und nach Luft, die so lange eingesperrt war, daß sie einem tot vorkam.
Plötzlich machte die Treppe eine schaffe Biegung, führte noch drei Stufen abwärts und endete in einem winzigen Kellerraum – einem aus Hohlblocksteinen gemauerten Raum mit Zementboden. Justus hielt seine Kerze in die Höhe, Jeff stand neben ihm.
»Niemand da!« flüsterte Jeff. Seine Stimme war kaum hörbar.
»Aber es war jemand da«, sagte Justus Jonas leise. »Siehst du, wo der Staub auf dem Fußboden verwischt ist?«
Die beiden Jungen schlichen von der Treppe weg. Justus zeigte auf zwei uralte, schäbige Truhen. Er legte den Finger an die Lippen, um Jeff Schweigen zu gebieten, dann gab er Jeff die Kerze und bückte sich, um die am nächsten stehende Truhe zu untersuchen. Sie war nicht verschlossen. Das verrostete Schloß hing lose herab. Justus zog am Deckel, und er ließ sich an altmodischen, quietschenden Angeln hochheben. Jeff hielt die Kerze näher heran, und die Jungen sahen einen abgewetzten Schlafsack, ein paar Flaschen und Schüsseln und ein belegtes Brot in einem Klarsichtbeutel.
Justus sah Jeff an. Jeffs Augen waren groß und fragend. Justus hob eine Braue und zeigte auf die zweite Truhe, die an der hinteren Wand stand. Jeff nickte. Ja, das Gespenst hatte schon einige Zeit hier gehaust, und vielleicht war es jetzt hier. Die Truhe dort war nämlich ziemlich groß . . . Justus ging mit lautlosem Schritt darauf zu. Jeff hielt die Kerze hoch und den Schlegel fest gepackt, als Justus nach dem Deckel der zweiten Truhe griff.
Ehe Justus hinfassen konnte, flog der Truhendeckel auf. Mit

einem Knall schlug er gegen die Mauer. Ein Schrei folgte, und dann ging alles drunter und drüber, und jählings starrte Justus in glitzernde grüne Augen. Einen Sekundenbruchteil lang sahen die Jungen drunten in dem kleinen Kellerraum das grauenhafte Gesicht des Zauberers Chiavo. Dann stürzte sich das abscheuliche Wesen vor. Justus wurde nach hinten gegen Jeff geschleudert. Die Kerze fiel zu Boden und ging aus, als beide Jungen hinstürzten. Das Gespenst leuchtete im Dunkeln über ihnen. Jeff tat einen keuchenden Atemzug, und sein Schlegel polterte zu Boden. Justus packte das Phantom an seinem langen Gewand. Es zerriß, als das Wesen zur Treppe vorlief.

Schritte hallten auf den Stufen. Justus wälzte sich herum. Da war ihm etwas in der Hand geblieben – etwas Weiches. Ein Stück Stoff. Er sprang auf und tastete sich zur Treppe vor. Gerade hatte er die unterste Stufe erreicht, als er Jenny Parkinson schreien hörte.

Ein Blitz zuckte draußen auf. Auch der kleine Kellerraum wurde vom Widerschein erhellt, und da sah Justus das Gespenst ganz deutlich – eine große, schlanke Gestalt mit wirrem Haar. Sie stand oben an der Treppe, bei der Geheimtür. Wieder schrie Jenny.

Justus schaffte es gerade noch rechtzeitig die Treppe hinaus und durch die Bibliothek, um zu sehen, wie das Gespenst mit Gewalt die Schlösser an der Haustür löste, die Tür weit aufriß und in das Gewitter hinauslief. Ein Blitzstrahl ließ eine hagere Figur mit wehenden grauen Locken erkennen. Dann folgte ein Donnerschlag, und das Phantom verschwand im Dunkeln.

»Um Himmels willen!« schrie Mrs. Darnley.

Justus atmete schwer, aber er lächelte. »Ein höchst interessantes Gespenst«, sagte er. »Ich habe hier ein Stück seiner Bekleidung!«

Ein rätselhafter Brief

Es war lange nach acht Uhr abends, als Bob, Peter und Morton zum Haus Darnley zurückkehrten. Justus und Jeff durchwühlten noch die Truhen in der Geheimkammer, Jenny stand an der Haustür auf Posten, und Mrs. Darnley versuchte vergeblich, am Telefon zum Polizeirevier durchzukommen.

»Wir hätten beinahe Chiavos Geist gefangen«, berichtete Jenny den Jungen. »Er hat sich in unserem Keller häuslich eingerichtet. Kommt und seht es euch an.«

Sie ging voraus zur Bibliothek, wo die Geheimtür offen stand, und rief zu Justus und Jeff hinunter. Die beiden kamen die schmale Stiege herauf und Justus hatte seine zuversichtliche Miene aufgesetzt.

»Ich wußte doch, das kann kein Geist sein«, verkündete er. »Da hatte sich einer in einer Geheimkammer unter diesem Raum versteckt! Wie er hereinkam, weiß ich nicht. Er hat von kalten Bohnenkonserven, altem Brot und Sprudel gelebt. Puh! Und einen alten Schlafsack haben wir auch gefunden – dazu einen Spiegel, eine Taschenlampe und die Schminke, die er auftrug, um im Dunkeln zu leuchten.«

Mrs. Darnley kam ganz verzweifelt aus der Halle herein. »Ich kann die Polizei nicht erreichen. Das Gewitter hat bestimmt die Telefonleitungen lahmgelegt.«

»Na, es eilt ja nicht, Großmama, oder?« fragte Jenny. »Der Spuk ist fort, wer es auch sein mag, und wir wissen wenigstens, daß es nicht Señor Santora ist und auch nicht der mickrige Kerl, der hier eingebrochen ist. Der Geist, der zur Haustür hinauslief, war viel zu groß – es hätte keiner von beiden sein können.«

»Wann . . . wie kam der Geist denn zur Haustür hinaus?« fragte Peter. »Habt ihr nicht versucht, ihn festzuhalten?«

»Es war vor etwa zwanzig Minuten«, sagte Jeff Parkinson. »Wir wollten ihn abfangen, Just und ich. Ich hatte ja diesen Schlegel, und damit hätte ich ihm gern tüchtig eins übergezogen . . . aber er stieg dort unten im Keller wie ein brüllender Alptraum aus der Truhe und da . . . da bekam ich es mit der Angst.«
»Es war wirklich gespenstisch«, warf Jenny ein. »Ich wußte ja, es konnte irgendwas Unheimliches aus dem Raum da unten heraufkommen, und ich dachte, ich sei darauf gefaßt, aber dann schrie ich doch. Just ist der einzige, der überhaupt was tun konnte. Er packte den Kerl an seinem Umhang und riß einen Fetzen ab, und morgen will er untersuchen, woher der Stoff stammt.«
»Es ist ein sehr ungewöhnliches Material«, erklärte Justus den anderen, als er das Stoffstück aus der Tasche zog. »Schwerer schwarzer Wollstoff mit vielen eingewebten Silberfäden. Sehr theatralisch. Möglicherweise ist das ein wertvoller Hinweis auf die Identität unseres geheimnisvollen Gespenstes. Und was habt ihr zu vermelden?«
»Santora liegt im Krankenhaus«, sagte Peter, »und der kleine Kerl, von dem wir annahmen, er hätte vielleicht in Santoras Auftrag hier eingebrochen und den Spiegel zu stehlen versucht, ist *nicht* sein Komplice.«
Dann berichtete Peter so knapp wie möglich, was sich im Hotel »Beverly Sunset« abgespielt hatte. »Als der Einbrecher Santora zusammengeschlagen hatte, ging er über die Treppe hinunter und vermutlich durch den Lieferanteneingang aus dem Hotel. Morton und Bob hatten die Straßenfront im Blick, aber sie sahen ihn nicht weggehen. Wir warteten und beobachteten weiter, bis ein Krankenwagen kam und Santora wegbrachte.«
»Ich könnte mich selber ohrfeigen«, sagte Bob voll Bitterkeit. »Ich hätte doch am Seiteneingang stehen sollen. Morton hätte den Haupteingang überwachen können. So hätte es uns gelingen müssen, dem Burschen auf der Fährte zu bleiben oder doch

wenigstens sein Autokennzeichen festzustellen und zu notieren.«
»Es war äußerst säumig von uns«, sagte Morton. »Freilich hatten Bob und ich angenommen, daß der Mann sich mit Señor Santora treffen wollte. Wir hielten es daher nicht für besonders wichtig, ihn beim Weggehen aus dem Hotel zu überwachen, und erst recht dann nicht mehr, als wir Señor Santora zurückkommen sahen.«
»Aber trotzdem bist du nicht der einzige, der ein *corpus delicti* hat«, sagte Peter zu Justus.
Er zog einen zerknüllten Zettel aus der Tasche. »Das hat der Einbrecher im Hotelflur verloren. Ich kann es nicht lesen, es ist eine fremde Sprache. Aber wenn der Kerl dahinter her war, muß es wichtig sein. Es ist ein Brief, und Ihr Name, Mrs. Darnley, kommt darin vor.«
»Ach?« Mrs. Darnley setzte sich hin.
Da gingen plötzlich die Lampen wieder an.
»Na, wunderbar«, sagte Mrs. Darnley. »Jenny, lösch die Kerzen, ehe hier noch was anbrennt, und dann wollen wir sehen, was auf dem Papier steht, das Peter ergattert hat.« Sie warf einen Blick auf das Blatt und sah sich dann in der Runde um. »Kann hier jemand Spanisch oder Portugiesisch lesen?«
»Ich kann ein wenig Spanisch, Mrs. Darnley«, sagte Justus. Er nahm das Papier an sich und las das Geschriebene durch, wobei er die Stirn runzelte und seine Unterlippe knetete, wie er es immer tat, wenn er sich besonders konzentrierte.
»Vor fünf Tagen wurde das geschrieben«, verkündete er schließlich, »und der Empfänger ist ›Mein lieber Rafael‹«.
»Ich glaube, Señor Santora heißt mit Vornamen Rafael«, sagte Mrs. Darnley. »Er hat es bei seinem ersten Besuch hier erwähnt. Was ist noch?«
»Als Unterschrift stehen hier nur Anfangsbuchstaben«, sagte Justus. »A. F. G. Ich kann nicht alles genau übersetzen, aber der Text lautet in etwa:

›Mein lieber Rafael,

ich glaube nicht, daß du einen Fehler gemacht hast, als Du Señora Darnley die Geschichte des Chiavo-Spiegels erzähltest, aber es wird einige Zeit dauern, bis die Urkunden beschafft sind. Wenn Du den Spiegel auch ohne die Papiere erwerben kannst, dann um so besser – je früher, je lieber. Ich habe große Angst vor Juan Gómez. Er ist ein böser Mensch und kann gefährlich sein. Ich habe Angst um Dich und um Señora Darnley und auch um Ruffino. Gómez darf das Geheimnis des Spiegels nicht an sich bringen. Wenn das geschieht, nimmt alles ein böses Ende. Ich habe erfahren, daß Juan Gómez Verwandte in Los Angeles hat. Sie wohnen in einem Vorort namens Silverlake. Vielleicht nützt das etwas. Vielleicht wohnt er bei diesen Verwandten. Wenn Du herausfinden kannst, wo er wohnt, dann überwache ihn. Und versuche den Spiegel zu bekommen. Er darf auf keinen Fall Gómez in die Hände fallen.

Und gib gut auf Dich selbst acht. Ich spüre, daß ich älter werde. Ich bin in hoher Stellung und vermisse Dich und Deine Unterstützung. Es belebt mich immer wieder, wenn ich Ruffino mit Deinen Augen sehen kann, die jünger und schärfer sind als die meinen.

A. F. G‹«

Mrs. Darnleys Gesicht war nachdenklich, als Justus die Übersetzung des Briefes beendet hatte. »Das ist ja sehr traurig«, sagte sie. »Es klingt wie der Brief eines einsamen alten Mannes.«

»Eines Mannes in hoher Stellung«, sagte Justus, »und eines Mannes, der Angst hat – Angst um Santora, um Sie und um Ruffino. Mrs. Darnley, Sie wissen nicht zufällig, wer diesen Brief

geschrieben hat? Kennt Ihre Freundin, Señora Manolos, jemanden mit den Initialen A. F. G.? Ihr Mann hatte doch in Ruffino ebenfalls eine hohe Position.«
Mrs. Darnley schüttelte den Kopf. »Isabella Manolos und ich schrieben uns jahrelang Briefe«, sagte sie, »seit unserer gemeinsamen Schulzeit. Aber wir schrieben uns immer nur private Dinge. Ich konnte diesen schrecklichen Menschen, den sie geheiratet hatte, nicht ausstehen, und ich fürchte, sie wußte das.« »Großmama«, sagte Jenny, »wenn du wen nicht leiden kannst, dann merken es doch alle.«
»Ja, eben. Na, ich sage sicher manchmal Dinge, die ich nicht sagen sollte. Aber ich mochte Diego Manolos nun einmal nicht. Ich konnte nie begreifen, warum Isabella ihn geheiratet hatte, und als er Karriere machte und bei der Regierung ein großes Tier wurde, mochte ich ihn erst recht nicht mehr. Er hatte sich eine widerliche Art zu grinsen angewöhnt, als sei er klüger als jeder andere auf der Welt. Ich weiß also nur sehr wenig über die Regierung von Ruffino und über die Rolle, die Isabellas Mann dort spielte. Und ich weiß auch nicht, wer diesen Brief geschrieben hat.«
»Gibt es hier im Haus eine Enzyklopädie über die Staaten der Erde?« fragte Bob. »Darin ließe sich vielleicht was finden.«
Jenny sprang auf. »Ja, ich kaufte voriges Jahr so ein Buch, als ich einen Kreuzworträtsel-Fimmel hatte.«
Die Bücher am Boden mußten erst einmal durchwühlt werden, ehe sich der gesuchte Band auffand. Bob schlug rasch im Inhaltsverzeichnis hinten nach und blätterte dann vor bis zu dem Abschnitt über Ruffino. Es fand sich im Buch nur eine halbe Seite darüber, und sie enthielt nur spärliche Auskünfte über den kleinen Inselstaat. Bob zog plötzlich die Brauen zusammen.
»Nun halt uns nicht hin«, mahnte Peter. »Ich seh es dir doch an, daß du etwas gefunden hast.«
Bob grinste. »Hier steht der Name des Staatspräsidenten.«

»Ich sehe klar!« sagte Peter. »Laß mich mal raten, wie die Anfangsbuchstaben sind.«
»Der Präsident heißt Alfredo Felipe García«, sagte Bob.
Alle saßen kurze Zeit schweigend da. Dann stand Justus auf. Er ging eine Weile auf und ab und zupfte an seiner Unterlippe. »Der Staatspräsident also«, sagte er. »Der Brief macht uns damit vieles klar, auch wenn der Schreiber sich noch so sehr vorsah. Er warnt uns vor einem Mann namens Juan Gómez. Wir dürfen wohl annehmen, daß dieser Juan Gómez unser Einbrecher ist, und daß er und Santora gegeneinander arbeiten. Jeder von ihnen möchte den Spiegel haben. Heute wurde Santora von dem Einbrecher verletzt. Ich halte Gómez wirklich für gefährlich. Außerdem erfahren wir aus dem Brief, daß Santora den Spiegel nicht für sich selbst sucht, sondern für ein hohes Tier in Ruffino. Es geht hier um etwas sehr Bedeutsames, und es hat mit dem Zauberspiegel zu tun. Daraus können wir wohl ohne weiteres folgern, daß Santora seine Verbindung zu Chiavo frei erfunden hat. Wenn er jemals irgendwelche Urkunden aus Spanien beschafft, dann sind die ohne Zweifel gefälscht. Und überhaupt bezweifle ich, daß Santora Spanier ist. Ich glaube, er stammt aus Ruffino.«
Mrs. Darnley schüttelte den Kopf. »Arme Isabella Manolos«, sagte sie. »Wenn der Schreiber dieses Briefes wirklich Staatspräsident von Ruffino ist, dann ist sie möglicherweise in einer heiklen Lage. Ich finde, wir sollten uns an die Aufklärung machen, ehe es in der Sache Wirbel und Aufsehen gibt.«
»Was meinst du damit, Großmama?« fragte Jenny.
»Wir sollten wirklich die Polizei verständigen und alles melden, was bisher passiert ist«, sagte Mrs. Darnley. »Und doch ist das vielleicht auch das Schlimmste, was wir tun können.« Sie sah Justus an, dann Bob und Peter. »Ich habe euch engagiert, um zu meinem verhexten Spiegel Ermittlungen anzustellen«, sagte sie. »Ich beschäftige euch als Detektive, weil Morton sich lobend über euch geäußert hat und auch weil ich glaube, daß junge

Menschen manchmal klüger sind als ältere. Sie haben noch keine jahrelange Erfahrung und damit auch noch keine geprägten Erwartungen. Sie wissen, daß immer alles offen ist.«
»So ist es«, warf Morton ein.
»Ich verstehe, Mrs. Darnley«, sagte Justus Jonas. »Jetzt wissen wir zweifellos allesamt, daß es in dem Zauberspiegel keineswegs spukt, aber ein Geheimnis muß doch damit verbunden sein. Sollen wir herauszufinden versuchen, was dieses Geheimnis nun wirklich ist?«
Peter stöhnte. »Es ist schon spät«, erhob er Einspruch. »Und ich bin hundemüde, aber . . . na gut. Wir wollen es versuchen. Irgendwo, irgendwie muß da etwas versteckt sein.«
Jeff ging in die Küche, um eine Trittleiter und Werkzeug zu holen. Unter lautem Gebrumm und Gestöhn schafften es die vier Jungen im Verein mit Morton, den riesigen Spiegel von der Wand zu nehmen. Justus schraubte die hölzerne Rückwand vom Stahlrahmen los. Darunter fand sich nichts. Er untersuchte den Rahmen Zoll für Zoll. Da war nichts – nichts außer den scheußlichen Abbildern der Fabelwesen aus der Unterwelt und dem grotesken Gnom oben in der Mitte, der mit der Schlange spielte. Nirgends war eine Öffnung, worin etwas versteckt sein könnte. Da war nur dieser riesige, abgrundhäßliche Rahmen, ein altes Spiegelglas und eine Rückwand aus Holz, die mehrmals repariert worden war. Eine Anzahl verschmutzter Aufkleber auf der Holzplatte nannte die Namen von Handwerksbetrieben in Madrid und Ruffino, die den Spiegel in Arbeit gehabt hatten.
Justus ging in die Hocke und schaute sich den zerlegten Spiegel an. »Ja, was könnte nun den Präsidenten eines Staates hieran interessieren?«

Der Mantel des Magiers

Früh am nächsten Morgen verließ Bob Andrews mit seinem Vater Rocky Beach. Es sollte nach Los Angeles gehen, und er hatte vor, alte Ausgaben der »Times« von Los Angeles durchzusehen und darin nach Artikeln über Ruffino zu fahnden – und ebenso über den Magier Drakestar und sein Haus in den Bergen von Hollywood.

Justus und Peter konnten mit Kenneth im Firmenwagen nach Hollywood fahren, wo ein antiker Eßtisch einem Kunden zugestellt werden sollte.

»Santora ist noch im Krankenhaus«, verkündete Justus, als Kenneth auf die Schnellstraße einbog. »Ich habe gestern abend in Beverly Hills mehrere Krankenhäuser angerufen, bis ich erfuhr, wo er liegt. Er ist im Beverly Medical Center. Gestern abend konnte ich allerdings nichts über ihn in Erfahrung bringen, und mit ihm selbst durfte ich auch nicht sprechen. Heute früh rief ich wieder an, und da wollten sie mich mit ihm verbinden, also ist sein Zustand doch nicht so ernst.«

»Da bin ich aber froh«, sagte Peter. »Ich weiß nicht, ob er ein guter oder ein böser Mensch ist, aber bei dem Mann, der ihn zusammengeschlagen hat, brauche ich mich das nicht zu fragen. Da weiß ich, daß es ein ganz übler Kerl ist.«

»Juan Gómez«, sagte Justus. »Der gefährliche Mann namens Juan Gómez. Ich habe heute schon im Telefonbuch nachgeschlagen und im Vorort Silverlake mehrere Teilnehmer dieses Namens gefunden. Freilich, wenn Gómez dort bei Verwandten wohnt, heißt das nicht unbedingt, daß diese Leute nun auch Gómez heißen oder überhaupt Telefon haben. Aber über ihn wollen wir uns heute nicht den Kopf zerbrechen.«

»Was machen wir dann heute?« wollte Peter wissen.

Justus zog sein Notizbuch aus der Tasche. »Ich habe Tante Mathilda das Stück Stoff gezeigt, das ich vom Umhang des Phantoms abreißen konnte«, sagte er. »Sie meint auch, das sei kein gewöhnlicher Stoff. Wir werden zu den Kostümverleihfirmen in Hollywood gehen. Unser Geist mußte sich ja das Gewand, das er da trug, irgendwo beschaffen, und was läge näher, als bei einem Kostümverleih?«

Ein Spuk, der sich in zwar nicht reißfeste, aber doch reale Textilien hüllt, ist kein echter Spuk – darüber sind wir uns wohl längst einig. Doch damit ist nur ein Teil des Problems gelöst. Was steckt nun wirklich hinter jenem Zauberspiegel aus – hm, Ruffino?

Peter blickte skeptisch in Justs Notizbuch. »Da hast du ja eine Liste gemacht«, sagte er. »Wie viele Kostümverleihläden gibt es dort eigentlich?«
»Es sind schon einige«, gab Justus zu.
»Das wird aber eine anstrengende Tour!« stöhnte Peter.
»Gute Detektivarbeit erfordert Ausdauer«, sagte Justus Jonas streng.
Der Transporter bog von der Schnellstraße ab, und nach ein paar Minuten hielt Kenneth an der Ecke Sunset Boulevard und Vine Avenue und ließ die Jungen aussteigen.
»Und ich hole euch dann später wieder ab?« wollte Kenneth wissen.
»Nein, wir nehmen den Bus«, sagte Justus. »Wir werden möglicherweise den ganzen Tag in Hollywood sein.«
»Deiner Tante Mathilda wird das nicht passen«, meinte Kenneth warnend. »Sie hat es nicht gern, wenn du samstags weg bist.«
»Na, sie hat noch immer ein Einsehen mit uns gehabt«, meinte Justus.

Kenneth fuhr weiter, und die Jungen fingen mit ihrer Runde an. Der erste Kostümverleih auf Justs Liste war gleich in der Vine Avenue. Die beiden Jungen betraten ein großes Gebäude, eigentlich eher ein Lagerhaus. Neben dem Eingang gab es ein kleines Büro, wo ein kahlköpfiger Mann mit ausladender Kieferpartie saß und in einer Mode-Illustrierten blätterte. Hinter dem Büroraum sahen die Jungen viele, viele große Kleiderständer, woran Kostüme aller Größen, Farben und Stilepochen hingen.
Der Mann mit der Glatze sah auf. »Was gibt's?« fragte er.
Justus zeigte das Stoffstück vor. »Meine Tante braucht so einen Stoff«, sagte er. »Sie hat sich für eine Party ein Kostüm geliehen, und dabei hat sie es zerrissen. Nun muß sie es flicken, ehe sie es zurückgibt. Das Material hier konnte sie in den normalen Stoffläden nicht finden. Haben Sie vielleicht etwas Passendes? Und könnten Sie es reparieren?«
Der Mann nahm das Stück Stoff in die Hand und rieb es zwischen Daumen und Zeigefinger. »Hm!« sagte er. »Wolle. Die Firma Dalton Mills hat mal so etwas Ähnliches hergestellt, aber wir haben es nie verwendet.« Er gab den Fetzen zurück. »Tut mir leid«, sagte er.
Die Jungen bedankten sich kurz und gingen.
»Am liebsten würde ich es gleich ganz sein lassen«, sagte Peter.
»Wir fangen ja gerade erst an«, sagte Justus. »In diesen Geschäften, die Kostüme ausleihen, wird nie was weggeworfen. Sie flicken und reinigen das Zeug immer wieder, damit es praktisch unbegrenzt hält. Daß das Material nicht neu ist, spielt deshalb keine Rolle.«
Beim zweiten Kostümverleih auf der Liste hatte der Inhaber einen Stoff, wie ihn Justus vorwies, überhaupt noch nie gesehen. Und ebenso war es beim dritten, vierten und fünften Laden, den die Jungen ansteuerten. Es war schon fast elf Uhr, als Peter und Justus an ein Haus auf dem Santa Monica Boulevard kamen, wo sich die »Lancet Costume Company« befand. Drinnen war das

übliche Büroabteil, und dort lehnte ein dicker Mann an einer Theke und rauchte eine Zigarre.
Justus wies das Stoffstück vor und erzählte wieder seine Geschichte von dem zerrissenen Kostüm. Der Mann nahm die Zigarre aus dem Mund und machte große Augen.
»Richtet Baldini aus, er soll seinen Dreck alleine machen!« sagte er dann.
»Baldini?« wiederholte Justus.
»Stell dich nicht so blöd«, fuhr der Mann auf. Er nahm das Stück Stoff an sich. »Das hier gibt's nur einmal«, sagte er, und seine Stimme war plötzlich ein wenig freundlicher. »Dalton Mills stellte früher solche schwarze Wolle mit Silberfäden her, aber die Qualität war nicht so gut wie das hier. Das Zeug hier war eine Sonderanfertigung für den Magier Drakestar.«
Justus verspürte heftiges Herzklopfen.
»Es war Wahnsinn, diesem verschlampten Baldini Drakestars Umhang zu leihen«, sagte der Kostümverleiher. »Ihr geht jetzt zurück in die schäbige Absteige da, in der Virginia Avenue, und sagt Baldini, er soll das Kostüm zurückbringen. Ich kann es flicken, aber es kostet ihn ein schönes Stück Geld. Umsonst kann ich es nicht kunststopfen. Und jetzt ab mit euch!«
»Der Stoff, den meine Tante –« fing Justus an.
»Junge, der Stoff gehört eben nicht deiner Tante, und diese Tante nehme ich dir im übrigen auch nicht ab. Sag Baldini, er soll den Umhang herbringen, sonst mach ich für fünf Minuten hier dicht und komm zu ihm rüber und schlag ihn zusammen!«
Justus und Peter zogen sich mit so viel Anstand, wie sie nur aufbringen konnten, zurück. Als sie draußen standen, lachte Justus laut hinaus. »Herrlich! Ein gewisser Baldini leiht sich einen Umhang, der einmal Drakestar gehört hat, und dann spukt er in einem Spiegel in Drakestars Haus! Ich hatte ja gehofft, wir würden auf den richtigen Kostümverleih stoßen und eine Spur finden, die uns zu dem Geist führt, aber das hätte ich mir nicht

träumen lassen! Unser Geist ist also ein richtiger Künstler!«
»Und er wohnt in einer schäbigen Absteige in der Virginia Avenue«, sagte Peter. »Das kann nicht weit von hier sein, wenn der Mann aus dem Laden in fünf Minuten dort sein und ihn verprügeln könnte.«
»Sollen wir hingehen?« fragte Justus Jonas.
Sie gingen, nun doch recht aufgeregt, und sie fanden mühelos die Pension. Die meisten Häuser in der Virginia Avenue waren ziemlich neue Wohnblocks, doch es gab ein einzelnes Grundstück, wo noch eine alte Villa aus früherer Zeit stand. Das Haus wirkte verkommen, aber der Rasen war sauber gemäht, und neben der Terrasse waren Blumenbeete angelegt. Ein Schild an der Haustür vermeldete, daß ein Zimmer zu vermieten sei.
»Und was jetzt?« meinte Peter. »Einfach reingehen und nach Baldini fragen und nachsehen, ob er wirklich der Geist ist?«
»Er könnte mich wiedererkennen, und das wäre nicht so günstig«, sagte Justus. »Wir geben lieber an, wir machen eine Umfrage für . . . na, fürs Fach Sozialkunde. Wir können uns mit der Inhaberin unterhalten, wie viele Gäste bei ihr wohnen, und womit sie ihren Lebensunterhalt verdienen.«
»Schön«, sagte Peter, »aber das machst dann du. Du kannst so was besser als ich.«
»Ja, kann ich«, sagte Justus. Er zog sein Notizbuch heraus, ging den Gartenweg entlang und klingelte an der Haustür.
Die Tür öffnete sich einen Spalt weit, und eine grauhaarige Frau schaute heraus. »Ja?« sagte sie.
»Hoffentlich stören wir nicht, Madam«, sagte Justus Jonas. »Wir machen für den Sozialkundeunterricht an unserer Schule eine Umfrage.«
»Jetzt im Sommer?« sagte die Frau. Ihre Augen verengten sich in jähem Mißtrauem. »Es sind doch Ferien.«
Justus sah bekümmert drein. »Nicht für uns, leider. Wir haben die Zwischenprüfung im Juni nicht bestanden und können unsere

Noten in diesem Fach noch aufbessern, wenn wir diese Arbeit gut erledigen.«
»Es hängt für uns sehr viel davon ab«, sagte Peter.
»Na, schön.« Die Tür ging weiter auf. »Ihr macht ja einen recht ordentlichen Eindruck. Was wollt ihr wissen?«
»Erstens«, erkundigte sich Justus, »wie viele Leute wohnen in diesem Haus?«
»Sechs«, sagte sie. »Fünf Gäste und ich.«
Justus notierte das.
»Sind Ihre Gäste Dauermieter?« fragte er dann. »Bleiben sie längere Zeit hier wohnen, oder gibt es oft Wechsel?«
»Oh, die bleiben lange!« Die Frau sah ganz stolz aus. »Ich mache es meinen Gästen gemütlich, und sie wohnen gern hier. Mr. Henley ist nun schon fünf Jahre da.«
»Jetzt haben Sie aber ein Zimmer frei.« Justus zeigte auf das Schild.
»Ja. Mr. Baldini ist gestern abend ausgezogen. Ganz plötzlich. Eigenartig. Aber Leute vom Theater sind manchmal eigenartig, nicht?«
»Hat er lange bei Ihnen gewohnt?«
»Vier Jahre«, sagte die Frau. »Sonderbar, einfach auszuziehen, ohne vorher zu kündigen. Er hat nicht einmal für den Briefträger seine neue Anschrift hinterlassen.«
»Das ist wirklich sonderbar«, sagte Justus, »aber wie Sie sagen: es gibt schon eigenartige Leute beim Theater. War er Schauspieler?«
»Zauberkünstler«, sagte die Frau. »Das heißt, er war es früher. Er hatte in letzter Zeit kaum noch Engagements, und da hat er Zeitungen verkauft. Er hat seinen Stand Ecke Santa Monica Boulevard und Fountain Avenue.«
»Aha.« Justus steckte die Kappe auf seinen Kugelschreiber und schloß sein Notizbuch. »Vielen Dank, Madam. Wir müssen nun noch in vier weitere Häuser, dann haben wir das Material für

unsere Arbeit beisammen. Es war sehr liebenswürdig von Ihnen, Madam.«
»Gern geschehen«, sagte die Frau.
Sie schloß die Tür, und die Jungen liefen zum Santa Monica Boulevard zurück, wo sie in einen Bus stiegen.
»Wir müssen das überprüfen«, sagte Justus, »aber ich glaube, wenn wir zu dem Zeitungsstand kommen, gibt es dort keinen Baldini mehr.«
Justus hatte recht. Am Kiosk an der Straßenecke waren die Läden geschlossen und mit Vorhängeschlössern gesichert. Drahtverschnürte Zeitungspakete lagen auf dem Gehsteig herum.
»Er hat nicht mal seinen Lieferanten Bescheid gegeben«, sagte Justus. »Baldini, unser Phantom, ist verschwunden!«

Das Verhängnis bricht herein!

Es war schon spät am Nachmittag, als Justus Jonas und Peter Shaw wieder in Rocky Beach aus dem Bus stiegen.
»Gehen wir bloß Tante Mathilda aus dem Weg«, sagte Justus. »So früh erwartet sie uns noch nicht zurück, und wenn sie uns sieht, schanzt sie uns todsicher Arbeit zu. Ich möchte Bob anrufen und erfahren, was er bei der ›Times‹ herausfinden konnte.«
»Rotes Tor?« fragte Peter.
»Rotes Tor«, sagte Justus.
Die beiden umrundeten die Umzäunung bis zur Hinterseite des Lagerhofs, wo Künstler aus Rocky Beach den Bretterzaun mit einer dramatischen Darstellung des großen Brandes nach dem Erdbeben von San Francisco im Jahre 1906 geschmückt hatten. An einer Stelle des Panoramas war ein Hündchen gemalt, das in die Flammen schaute. Sein Auge war ein Astloch. Justus griff hinein, schob an der Innenseite des Zauns einen Riegel zurück und drückte dann gegen die Bretter. Drei davon ließen sich zur Seite schwenken. Das war das Rote Tor. Justus und Peter traten durch die Öffnung ins Innere des Lagerplatzes und gingen einen engen verborgenen Gang entlang, der zwischen hochgetürmtem Gerümpel bis zu ihrer Zentrale führte.
Sie brauchten Bob Andrews nicht mehr anzurufen. Der schlanke Junge mit der Brille war schon im Büro. Er hatte Zeitschriften und Bücher auf dem Schreibtisch ausgebreitet und machte sich eifrig Notizen.
Bob sah auf, als Justus und Peter durch »Die Tür« in den Wohnwagen kamen – eine Schiebetür, die von außen mittels einiger dicker Bohlen verborgen war.
»Da seid ihr ja wieder«, sagte Bob. »Was habt ihr herausgefun-

den?« Justus setzte sich auf einen Bürostuhl Bob gegenüber, und Peter holte sich aus dem zum Labor umfunktionierten Teil des Anhängers auch einen Stuhl.
»Wir haben herausgefunden, daß es sich bei dem Phantom im Spiegel mit ziemlicher Sicherheit um einen Varieté-Zauberkünstler namens Baldini handelt, und daß dieser Herr verschwunden ist.«
»Ich möchte wetten, Santora hat diesen Baldini angeheuert, damit er Mrs. Darnley Angst macht und sie dann den Spiegel hergibt«, setzte Peter hinzu.
»Das muß nicht unbedingt zutreffen«, meinte Bob ruhig.
»Weißt du was Genaues?« fragte Justus. »Etwas über Baldini?« Bob nickte. »Ich habe es mir nur deshalb notiert, weil in dem Artikel von Ruffino die Rede war.« Er blätterte seine Papiere durch. »Ich habe im Mikrofilm-Archiv der ›Times‹ nachgeforscht und alles gelesen, was ich über Ruffino und Drakestar finden konnte. Ich wußte, daß unser Geist Drakestars Haus gut kennen mußte, sonst hätte er nichts von der Geheimkammer gewußt. Drakestar hatte oft Gäste bei sich, und besonders gern Presseleute, damit die dann über ihn in den Zeitungen berichteten. Und eine seiner Parties gab er zu Ehren eines Neulings in der Branche – ein Zauberkünstler, der soeben aus Ruffino in den Vereinigten Staaten eingetroffen war.«
»Sehr interessant«, sagte Justus.
»Zweifellos«, bestätigte Bob. »Drakestar trat ja nicht mehr öffentlich auf, aber für seine Gäste zauberte er immer noch, und er half auch gern jungen Kollegen, wenn er konnte. Und Baldini gehörte auch zu denen, die er zu unterstützen versuchte. Ich nehme zwar an, daß es Baldini nie geschafft hat, sich hier einen richtigen Namen zu machen, aber dafür konnte ja Drakestar nichts.«
»Also kommt Baldini aus Ruffino«, sagte Justus Jonas. »Der verhexte Spiegel stammt aus Ruffino, und jemand in hoher

Position in Ruffino will den Spiegel haben und hat Santora damit beauftragt, ihn an sich zu bringen. Und dann gibt es noch unseren gemeingefährlichen Einbrecher, der wahrscheinlich Juan Gómez heißt. Könnte Baldini seinerseits einen triftigen Grund haben, den Spiegel besitzen zu wollen?«
»Ich bin der Ansicht, Santora hat ihn in Dienst genommen«, vertrat Peter seine Meinung. »Ich glaube, Santora kommt aus Ruffino und kennt Baldini und läßt ihn für sich arbeiten.«
»Oder Baldini versucht von sich aus mit allen Mitteln, Mrs. Darnley so weit zu bringen, daß sie aus Angst den Spiegel verkauft«, überlegte Justus. »Vielleicht steckt er auch mit Gómez unter einer Decke.«
»Wenn dieser Gómez den Spiegel so dringend braucht«, sagte Bob, »und wenn er mit Baldini gemeinsame Sache macht, warum haben die beiden das Ding dann nicht einfach geklaut, als keiner im Haus war? Sie sind ja zu zweit, und das Haus war diese Woche schon ein paarmal leer.«
»Nein. Der Spiegel ist zu schwer«, sagte Peter. »Wir alle drei und Jeff Parkinson und sogar noch Morton mußten zupacken, damit wir ihn überhaupt von der Wand bekamen. Ein Mann oder auch zwei können ihn nicht einfach wegtragen. Aber wenn Baldini aus Ruffino stammt, hat er vielleicht noch Freunde dort. Er weiß vielleicht irgend etwas über diesen Spiegel. Er könnte sogar davon wissen, daß Señora Manolos ihn an Mrs. Darnley geschickt hatte.«
»Und folglich gibt er seinen Job als Zeitungsverkäufer auf, beschafft sich beim Kostümverleiher Drakestars alten Umhang und taucht als Phantom im Spiegel auf«, sagte Justus. »Ich mag komplizierte Fälle, aber ich finde, bei diesem hier haben in letzter Zeit einfach zu viele Leute die Finger drin. Gut, das war also Baldini, zumindest vorläufig. Was hast du über Ruffino herausbekommen?«
»Ich fand vier Artikel in Zeitungen und ein kleines Buch«, sagte

Bob. »Ruffino ist eine hübsche kleine Insel, wo die Leute Zuckerrohr und Bananen anbauen und wo immer schönes Wetter ist und wo eigentlich nie etwas Aufregendes passiert. Es war bis 1872 eine spanische Kolonie, aber dann gab es eine Revolution.«
»Ein gewaltiges Blutbad, nehme ich an«, sagte Peter.
»Nein. Es sieht so aus, als hätten es alle mit Fassung getragen«, erklärte Bob. »Eine Gruppe einflußreicher Kaufleute und Politiker taten sich zusammen und teilten dem spanischen Gouverneur mit, er sei nicht länger erwünscht. Sie schickten ihn nach Hause, nach Madrid. Spanien sah von einer Kriegserklärung ab, und die Alteingesessenen bildeten eine Regierung, die im großen und ganzen nach demokratischen Grundsätzen handelt. Der derzeitige Präsident, Alfredo Felipe García, ist seit zwei Regierungsperioden im Amt. Nach einem kurzen Artikel, vor drei Monaten ganz hinten in der ›Times‹ erschienen, wird er sich in diesem Winter wieder um das Präsidentenamt bewerben. Er tritt dabei gegen einen früheren Präsidenten an – einen Mann namens Simon de Pelar. Vor zwölf Jahren hat er Pelar im Wahlkampf geschlagen.«
»Dann dauert eine Amtsperiode also sechs Jahre«, meinte Justus.
»Ja, und ein Präsident kann unbegrenzt wiedergewählt werden. Freilich soll man nicht alles glauben, was in Büchern steht, aber die Geschichte von Ruffino, die ich in die Hand bekam, weiß über Pelar nichts Gutes zu berichten. Er betrieb unverschämte Vetternwirtschaft und erhöhte die Steuern. Er ließ die Polizei durch Gangster bestechen, und García beschuldigte ihn, er habe Staatsurkunden gefälscht, um Geld zu unterschlagen. Es waren schon recht schmutzige Geschäfte. De Pelar hingegen warf García vor, er sei in seiner Jugend ein ganz gewöhnlicher Dieb gewesen. De Pelar schwor, er könne das beweisen, aber er konnte es dann doch nicht. García gewann die Wahl, und wenn

man dem Buch glauben darf, war das ohne Zweifel zum Besten des Landes. Hätte er nicht gesiegt, so hätte es vielleicht noch eine Revolution gegeben, und die wäre nicht unblutig verlaufen.«
Bob schob Justus und Peter das aufgeschlagene Buch über den Tisch hinweg zu. »Hier ist eine Aufnahme von García mit seinem Kabinett«, sagte er.
Justus nahm das Buch zur Hand und schaute sich das Foto genauer an. »García sieht recht vertrauenerweckend aus«, meinte er, »aber das besagt bekanntlich noch lange nichts.« er überflog die Bildunterschrift und suchte dann den Mann namens Diego Manolos, den verstorbenen Ehemann von Mrs. Darnleys Freundin Isabella. Manolos war ein großer Mann, sehr dunkel, und er schielte leicht. »Tante Mathilda würde sagen, seine Augen stehen zu dicht beieinander«, sagte Justus.
»Garcías Augen?« sagte Bob überrascht.
»Nein, ich sehe mir gerade diesen Diego Manolos an.«
Plötzlich klingelte das Telefon auf dem Schreibtisch, so durchdringend, daß die drei ??? zusammenzuckten.
Bob nahm ab. »Ja?« sagte er.
Er horchte. Dann fragte er: »Wann?«
wieder hörte er zu. »Wir kommen sofort hin«, versprach er.
»Was gibt's?« fragte Justus, als Bob aufgelegt hatte.
»Jenny Parkinson«, sagte Bob. »Jeff ist heute früh weggegangen und wollte in Hollywood in einen Bastelladen gehen. Und nun ist er nicht zurückgekommen. Und eben jetzt flatterte ein Zettel durch den Briefschlitz. Jeff ist entführt worden! Jenny will, daß wir gleich hinkommen. Sie konnte Morton nicht erreichen, wir müssen also ein Taxi nehmen!«

Wo ist Jeff?

Es war kurz vor drei Uhr, als der Taxifahrer die drei ??? am Darnleyschen Haus ablieferte. Die Jungen gingen hinein und fanden Mrs. Darnley beim rastlosen Auf- und Abgehen im großen Wohnzimmer. Jenny kauerte in einem Sessel, wickelte sich eine Haarsträhne um die Finger und blickte finster in die Spiegel, welche der Reihe nach die Wanderschaft ihrer Großmutter spiegelten.
»Mrs. Darnley, haben Sie die Polizei angerufen?« fragte Justus.
»Nein, und ich will das auch nicht tun. Der Entführer hat mich davor gewarnt.«
»Kindesentführung ist ein ganz übles Verbrechen«, sagte Justus eindringlich. »Und die Polizei gibt sich immer größte Mühe, das Opfer nicht in Gefahr zu bringen.«
»Die Polizei wird gar keine Chance haben, Jeff in Gefahr zu bringen!« rief Mrs. Darnley. Sie reichte Justus einen geöffneten Umschlag. Justus zog das darin enthaltene Blatt Papier heraus. Rasch überflog er den Text, dann las er laut vor: »Mrs. Darnley, Ihr Enkel ist in meinen Händen. Zweifeln Sie nicht daran und benachrichtigen Sie nicht die Polizei. Er wird Sie selbst anrufen. Das wird noch heute sein, und er wird Ihnen sagen, was Sie müssen tun, um ihn frei zu bekommen. Ich hoffe, daß Sie werden tun, was er sagt. Ich kann grausam sein, aber wenn ich dies bin, dann immer aus einem guten Grund.«
Justus untersuchte den Zettel gründlich. »Billiges Papier«, stellte er fest. »Bekommt man in jedem Kaufhaus. Und Druckschrift. Der Entführer benutzte einen Kugelschreiber. Und ich möchte meinen, daß der Brief nicht von einem Amerikaner stammt. Und ich habe eine bestimmte Vermutung, was das Lösegeld sein wird.«

»Das können wir uns alle denken«, sagte Jenny. »Der Zauberspiegel.«
»Sollen sie ihn doch haben!« rief Mrs. Darnley erregt. »Ich bereue es längst, daß mir dieses gräßliche Ungetüm jemals vor Augen kam! Wenn diese Bestie Santora –«
»Señor Santora ist im Krankenhaus«, sagte Bob. »Hm – das heißt, er *war* heute früh im Krankenhaus.«
Da sprang der Erste Detektiv jäh auf. »Prost Mahlzeit!« rief er. »Ja, er war im Krankenhaus, aber vielleicht hat man ihn inzwischen entlassen. Wir sollten uns lieber vergewissern.«
Sekunden später hatte sich Justus ans Telefon gehängt und die Nummer des Krankenhauses gewählt. Er sprach kurz mit der Telefonistin der Klinik, sagte dann: »Aha. Vielen Dank«, und legte auf.
»Santora ist schon entlassen«, berichtete er. »Wann genau ist Jeff zum Bastelladen gegangen?«
»Um elf«, sagte Jenny. »Könnte auch halb zwölf gewesen sein.«
»Dann könnte Santora der Entführer sein«, entschied Justus. »Auch wenn er erst um halb elf entlassen wurde, könnte er es getan haben.«
Daraufhin rief Justus das Hotel »Beverly Sunset« an. Die Vermittlung verband ihn mit Santoras Zimmer, und Santora meldete sich am Apparat. Justus legte rasch wieder auf.
»Santora ist also im Hotel«, sagte Bob. »Soll ich hingehen und ihn beschatten? Peter könnte ja gestern von irgend jemandem gesehen worden sein.«
Mrs. Darnley nahm ihre Handtasche vom Couchtisch, entnahm einer Geldbörse einige Banknoten und gab sie Bob. »Nimm ein Taxi«, sagte sie. »Und ruf hier an, sobald du im Hotel bist.«
Bob nahm das Geld an sich. »Das tu ich bestimmt. Und ich werde Santora nicht unter die Augen kommen, also machen Sie sich keine Sorgen.«
Bob ging aus dem Haus, und die vier anderen blieben grübelnd

im Wohnzimmer zurück. Justus blickte finster vor sich hin, und Peter wanderte von einem Spiegel zum anderen und schaute hinein, als hätte er noch niemals sein eigenes Gesicht gesehen.
Um viertel vor vier klingelte das Telefon. Jenny fuhr es richtig in die Glieder, und Justus ging es nicht anders. Mrs. Darnley trat zum Schreibtisch, wo das Telefon stand, und nahm den Hörer ab.
»Was wollen Sie?« fragte sie. Ihre Stimme klang heiser.
Gleich darauf sagte sie »O, danke«, und legte auf.
»War es Bob?« sagte Justus.
»Ja. Er sagte, Santora sei gerade erst beim verspäteten Mittagessen im Hotelrestaurant. Bob ist im Foyer und bleibt vorläufig dort.«
»Das wär's dann also erst mal«, sagte Justus Jonas.
»Wenn wir nur wüßten, wo dieser Einbrecher jetzt gerade steckt«, sagte Peter. »Und Baldini.«
»Baldini?« wiederholte Jenny. »Wer ist denn das?«
»Ein Zauberkünstler aus Ruffino«, erklärte Justus, »und euer verflossener Geist.«
»Ach du liebe Güte!« rief Mrs. Darnley. »Noch eine Type aus diesem fürchterlichen Ort! Hätte ich bloß nie etwas davon gehört! Ich wünsche, ich hätte Isabella Manolos nie kennengelernt.«
Wieder klingelte das Telefon.
»Das ist der Anruf!« sagte Mrs. Darnley. Unversehens begann sie zu zittern.
Es klingelte ununterbrochen.
»Gehen Sie hin«, sagte Justus. »Ich höre vom Nebenanschluß in der Küche mit.«
Er lief aus dem Zimmer und durch die Halle zur Küche, wo John Chan mit unbewegter Miene Silber putzte. Vorsichtig nahm Justus den Hörer des Zweitapparats neben dem Herd ab.
»Mir geht es gut, Großmama«, hörte Justus Jeff sagen.
»Dem Himmel sei Dank!«

»Ich darf nicht sagen, wo ich bin«, erklärte Jeff. »Ich soll euch nur ausrichten, was ihr tun müßt, und dann lege ich wieder auf.«
»Gut. Sag, was ich tun soll.«
»In San Pedro gibt es ein Lagerhaus«, sagte Jeff. »Es liegt am Ocean Boulevard, und vorn ist ein Schild, darauf steht ›The Peckham Storage Company‹ – das Gebäude steht zur Zeit leer.«
»Ein unbenutztes Lagerhaus, Ocean Boulevard, San Pedro«, wiederholte Mrs. Darnley. »Ich schreibe es mir auf.«
»Dort mußt du den Chiavo-Spiegel hinbringen lassen«, sagte Jeff. »Ruf einen Möbelspediteur oder einen Transportunternehmer an und laß den Spiegel abholen und in das Lagerhaus schaffen, und dann sollen die Leute wieder abfahren. Sie sollen den Spiegel gegen eine Säule ganz hinten in der Lagerhalle lehnen und dann einfach wieder weggehen. Und noch was, Großmama –«
»Was ist, Jeff?«
»Der Spiegel muß bis heute abend sieben Uhr dort sein.«
»Das wird erledigt«, sagte Mrs. Darnley.
»Ich rufe dann wieder an«, sagte Jeff. »Er sagte, ich könnte dich wieder anrufen, aber erst wenn er den Spiegel hat.«
Dann klickte es in der Leitung, und die Verbindung brach ab.

Glaubt noch jemand an den Spuk im Spiegel, trotz der widerlichen Gnomen, die leicht beeindruckbare Gemüter verwirren können? Oder sind wir uns darüber einig, daß hier etwas anderes gespielt wird?
Hoffentlich behält Jeff einigermaßen die Nerven, und ebenso seine neuen Freunde, die drei ???, die – wie ich sie kenne – nichts unversucht lassen werden, um sowohl Jeff zu retten als auch das Geheimnis des Spiegels nicht in falsche Hände geraten zu lassen!

Verräterisches Glockenspiel

»Wo bekomme ich nur um diese Zeit einen Spediteur her?« jammerte Mrs. Darnley. »Es ist schon vier vorbei! Wenn ich nun keinen auftreibe?«
»Dann rufe ich meinen Onkel an«, sagte Justus. »Er kann mit Patrick und Kenneth kommen. Er tut es bestimmt gern, Mrs. Darnley. Machen Sie sich keine Sorgen. Der Spiegel wird noch vor sieben Uhr in San Pedro sein.«
»O, vielen Dank, Justus.« Sie setzte sich aufs Sofa. »Könntest du deinen Onkel vielleicht jetzt schon anrufen? Es dauert seine Zeit, bis der Spiegel abgenommen ist. Wir wollen doch pünktlich sein.«
Justus ging zum Telefon, nahm den Hörer ab, hielt inne, starrte kurz die Wand vor sich an und legte dann seelenruhig wieder auf.
»Justus, wir haben nicht mehr viel Zeit!« rief Mrs. Darnley. »Beeil dich, ruf deinen Onkel an.«
»Augenblick noch«, sagte Justus. »Da war was in der Leitung, als Jeff anrief. Irgendwas im Hintergrund. Musik. Hörten Sie es auch?«
»Musik?« Mrs. Darnley sah verdutzt aus. »Ich . . . hörte nur Jeff. Musik – na, und wenn schon? Das hat doch nichts zu bedeuten. Justus, nun ruf bitte an.«
»Ein Glockenspiel«, sagte Justus. »Glöckchen, die eine kleine Melodie spielten. Ich hörte es erst gar nicht, aber dann ziemlich laut, und zuletzt klang es wieder schwächer. Es war die Melodie *›Mary had a little lamb‹*.«
»Das war der Eisverkäufer«, sagte Peter. Er hielt in seiner Wanderung von Spiegel zu Spiegel inne und blieb vor dem Kamin stehen. »Die Eisverkäufer von ›Meadow Fresh‹ fahren ihr Eis mit Lieferwagen aus und bimmeln dazu mit ihrem Glockenspiel. Und sie spielen immer *›Mary had a little lamb‹*.«

einem Lagerhaus in San Pedro gebracht werden, und er ist sehr schwer. Das schaffst du nicht allein.«
»Justus, hast du dir etwa wieder einen Fall vorgenommen?« wollte Onkel Titus wissen.
»Ja, aber es ist jetzt keine Zeit . . .«
»Schon gut«, sagte Onkel Titus schnell. »Ich komme.«
Justus grinste, bedankte sich bei seinem Onkel und legte auf. »Sie können sich darauf verlassen, daß der Spiegel rechtzeitig abgeliefert wird«, sagte er zu Mrs. Darnley.
Peter hatte sich aus dem untersten Fach eines Bücherregals das Telefonbuch von Los Angeles geholt. »Die Hauptverwaltung der Eisfabrik ›Meadow Fresh‹ ist in der Macy Street«, sagte er, »ganz in der Nähe des Güterbahnhofs. Dort gibt es jede Menge Bahngleise. Ob Jeff wohl da irgendwo steckt?«
Justus schüttelte den Kopf. »Wohl kaum. Die Fahrer von ›Meadow Fresh‹ sind im Sommer bis spät abends unterwegs. Um vier Uhr nachmittags ist kein Lieferwagen so nahe beim Werk zu finden. Dann sind sie nämlich in den Wohngebieten, wo es viele Kinder gibt. Aber im Büro muß ja ein Tourenleiter sein, der uns über die einzelnen Strecken Auskunft geben kann.«
»Dann geh' aber am besten selbst zum Büro«, meinte Mrs. Darnley. »Am Telefon erfährst du so etwas auf keinen Fall. Hier...« Sie holte noch ein paar Geldscheine aus ihrer Handtasche und gab sie Justus. »Geh los und laß dir von diesen Eisleuten möglichst genau Auskunft geben. Ich bleibe hier und warte auf deinen Onkel und sorge dafür, daß der Spiegel wegkommt. Und paß gut auf. Der Spiegel bedeutet mir gar nichts. Ich möchte nur Jeff wieder bei mir haben, und ich will ihn heil und gesund.«
»Ich passe schon auf«, versprach Justus.
»Ich gehe mit, falls wir zwei Spuren verfolgen müssen«, sagte Peter.
Mrs. Darnley nickte.

»Und ich komm auch mit«, verkündete Jenny Parkinson.
»Ausgeschlossen«, sagte ihre Großmutter. »Ich setze doch nicht meine beiden Enkel dieser Gefahr aus. Du bleibst mit hier im Haus, bis Jeff wieder da ist!«

Zu Hilfe!

Die Eisfabrik »Meadow Fresh« war ein langgestreckter, niedriger Bau auf einem in der Sonnenhitze glühenden Asphaltareal. Es war kein einziger Eiswagen in Sicht, als das Taxi über den Betriebsparkplatz fuhr und auf die Laderampe des Werkgebäudes zusteuerte.
»Kann mir nicht denken, was ihr Burschen hier sucht«, sagte der Taxifahrer. »Hier wird doch gar kein Eis verkauft. Das müßt ihr schon an einem der Lieferwagen kaufen.«
»Wir müssen eine Bestellung für eine Party aufgeben«, erklärte Justus Jonas.
Der Fahrer hielt dicht vor der Laderampe an. Justus zog das Geld heraus, das ihm Mrs. Darnley gegeben hatte, und reichte dem Fahrer einen Zehndollarschein. »Behalten Sie das vorläufig und warten Sie auf uns«, sagte er sehr bestimmt.
Justus und Peter erklommen die Laderampe, stießen den Flügel eines Schwingtors auf und traten in ein Büro, in dem sich nur ein älterer Mann mit dicken Brillengläsern befand. Er telefonierte gerade und machte sich Notizen auf einem großen Bogen liniertem Papier, der vor ihm lag.
»Also gut, Flannery«, sagte er in den Hörer. »Sie sind ein bißchen spät dran, aber es geht schon. Jedenfalls fahren Sie erst nach acht am Stadion vorbei. Dort ist heute abend ein Fußballspiel. Wäre völlig sinnlos, sich ins Verkehrsgewühl zu stürzen.«
Er legte auf, nahm die starke Brille ab und beäugte die drei ???.
»Ja?« sagte er.
Justus Jonas wies auf einen großen Stadtplan von Los Angeles und Umgebung, der hinter dem Mann an der Wand hing. Die Karte war schwarzweiß gedruckt, und rote, grüne, orangefarbene, gelbe, violette und braune Linien zogen sich strahlenförmig

von der Macy Street bis in die Außenbezirke von Los Angeles.
»Ich nehme an«, sagte Justus, »daß die Linien auf der Karte hier den Streckenplan für die Fahrzeuge ihrer Eisverkäufer darstellen.«
»Das ist durchaus richtig«, sagte der Mann. »Aber worum geht's?«
»Und Ihre Verkaufsfahrer melden sich hier von verschiedenen Punkten ihrer Tour?« fragte Justus.
»Das möchte ich meinen«, sagte der Mann. »Wir wollen schließlich Bescheid wissen, wo unsere Leute gerade rumkutschieren. Wenn sich einer mal nicht meldet, rufen wir die Polizei an. Es hat nämlich schon ein paar Überfälle gegeben. Was willst du eigentlich?«
»Es ist für uns sehr wichtig, den Fahrer zu ermitteln, der heute nachmittag um vier einen Bahnübergang mit Signalglocke überquert hat.«
Das Telefon auf dem Schreibtisch klingelte.
»Bitte«, sagte Justus. Seine Stimme war leise, aber sehr ernst. »Nehmen Sie jetzt nicht ab. Lassen Sie es mal klingeln. Es ist sehr wichtig.«
Der Mann nahm den Hörer ab. »Meadow Fresh«, sagte er, und dann: »Schön, Guilberti. Augenblick mal bitte. Ich habe hier nämlich ein sogenanntes Problem.«
Er legte den Telefonhörer auf die Tischplatte. »Mach's kurz«, sagte er. »Was ist nun los? Hat euch einer unserer Leute zu wenig rausgegeben?«
»Ich habe keine Zeit, Ihnen alles zu erklären«, sagte der Erste Detektiv. »Bitte sagen Sie uns nur, welcher Ihrer Fahrer etwa gegen vier an einem Bahnübergang –«
»Es könnte ein Menschenleben davon abhängen«, mischte sich Peter ein.
Der Mann machte große Augen. Von den ernsten Mienen der Jungen nun doch beeindruckt, fuhr er mit seinem Zeigefinger über

die Liste von Eintragungen auf dem Blatt, das vor ihm lag.
»Alberts überquert die Bahnlinie nach Santa Fé an der La-Brea Avenue«, sagte er, »aber da war er schon vor drei Uhr. Kann's also nicht gewesen sein. Nein. Augenblick. Ja. Ja, das muß dann Charlie Swanson gewesen sein. An seiner Strecke liegt der schienengleiche Bahnübergang an der Hamilton Street.« Der Mann stand auf und wies auf einen Punkt des großen Stadtplans. Er befand sich im Vorort San Fernando Valley. »Er hat mich zehn nach vier von einer Tankstelle in der Nähe angerufen, also muß er gegen vier auf der Hamilton Street südwärts gefahren sein. Wollt ihr mit ihm sprechen?«
»Nicht unbedingt«, sagte Justus Jonas. »Recht schönen Dank.« Die Jungen liefen aus dem Büro, sprangen von der Rampe und rissen die Tür des Taxis auf.
»Schnell!« sagte Justus zum Fahrer und nannte ihm das Ziel. »Es ist ein Notfall!«
»Was du nicht sagst«, meinte der Fahrer achselzuckend. Er tat aber sein Bestes, um flott durch den Innenstadtverkehr und dann über die Schnellstraße nach Hollywood nach San Fernando Valley zu kommen. Und die drei ??? hatten Glück: Der Verkehr floß ungehindert. Eine halbe Stunde später war das Taxi auf der Hamilton Street nach Norden unterwegs.
»Jetzt fahren Sie bitte ganz langsam«, gebot Justus, und er und Peter suchten sorgfältig beide Straßenseiten ab. Erst kam eine Reihe Einfamilienhäuser, dann folgten unbebaute Grundstücke. Hin und wieder fand sich das Firmenschild eines Immobilienmaklers mit dem Hinweis auf ein verkäufliches Grundstück. Dann sahen sie den schienengleichen Bahnübergang vor sich. Das automatische Warnsignal war jetzt stumm. Der Fahrer fuhr langsam über die Gleise und hielt nach beiden Richtungen Ausschau. Justus sah, daß auf der anderen Seite drüben ein einzelnes Haus stand – ein heruntergekommener Bau mit Flachdach, von Wind und Wetter übel zugerichtet, der früher

einmal zu einer Obstplantage gehört haben mochte. Ein paar Zitronenbäume, ihrem Schicksal überlassen und verwildert, standen noch hinten auf dem Grundstück. Das Haus selbst war schon ziemlich verfallen. Die verrosteten Fliegengitter waren an mehreren Stellen von den Fenstern abgerissen worden, und an der Veranda vorn fehlten mehrere Bodenplanken.
»Na?« sagte der Taxifahrer.
»Weiterfahren«, wies ihn Justus an.
Sie fuhren an weiteren unbebauten Grundstücken und noch mehr Immobilien-Werbeschildern vorüber. Nach der nächsten Seitenstraße sahen sie dann wieder kleine Häuser, gepflegte Ziergärten und Kinder, die in der Nachmittagssonne auf dem Gehweg spielten.
»An der nächsten Kreuzung bitte nach rechts«, erklärte Justus. Der Fahrer bog ab und hielt vor einem Haus, wo ein Mann gerade den Rasen sprengte.
»Und jetzt?« wollte der Fahrer wissen. »Wo geht's jetzt hin?«
»Ich muß erst überlegen«, sagte Justus. »Es muß doch das alte Haus gleich beim Bahnübergang sein. Die anderen Häuser hier stehen nicht nahe genug am Warnsignal. Und das hörte ich doch ganz deutlich, als Jeff anrief.«
»Ja«, bestätigte Peter. »Es ist das einzige Haus, das in Frage kommt. Und im übrigen als Versteck prima geeignet. Wenn hier einer schreit, hört ihn kein Mensch.«
Der Fahrer räusperte sich. »Sind wir nun so weit hier rausgefahren, bloß um uns ein runtergekommenes altes Bauernhaus anzusehen?«
»Wie kommen wir da nur rein?« meinte Justus.
»Wozu wollt ihr das denn?« fragte der Fahrer. »Man sieht doch, daß hier keiner wohnt, aber wenn ihr –«
»Da ist aber jemand drin«, sagte Justus, »und wir müssen da rein, ohne daß es auffällt. Ich glaube, ich weiß schon wie.«
Er hatte den kleinen Lieferwagen einer Bäckerei erspäht, der

gerade die Straße entlangfuhr. Der Wagen hielt etwa fünfzig Meter vom Taxi entfernt, und die Hupe gab eine muntere kleine Tonfolge von sich. Der Fahrer stieg mit einem Korb voll Brot und anderer Backwaren aus, und eine junge Frau trat aus einem der Häuser, Sie suchte sich aus dem Korb ein paar Päckchen aus und gab dem Fahrer Geld.
»Ich hab's!« rief Justus. »Wir werden Brotverkäufer!«
»Die Idee!« Peter sprang aus dem Taxi und lief armeschwenkend zu dem Bäckerwagen hin.
»Ihr Burschen spinnt ja wohl«, sagte der Taxifahrer, als Justus hinterher wollte. »Soll ich etwa schon wieder warten? Ihr habt jetzt fünfzehn Dollar verfahren, und . . .«
Justus gab dem Mann noch einen Zehndollarschein. »Den Rest können Sie behalten«, sagte er, »und wenn Sie sehen, daß wir in den Brotwagen einsteigen, dann warten Sie nicht länger. Dann brauchen wir Sie nicht mehr.«
»Na schön«, meinte der Taxifahrer.
Justus trat zu dem Brotverkäufer, einem mageren, sonnengebräunten jungen Mann, um die zwanzig. »Aber ich darf keine Anhalter mitnehmen«, sagte er gerade.
»Wir wollen auch gar nicht mitfahren«, sagte Peter. »Wir wollen nur hier in der Nähe etwas abgeben.«
Das Taxi hielt neben dem Brotwagen an, und der Fahrer lehnte sich aus dem Fenster. »Alles klar«, sagte der junge Brotverkäufer. »Das ist mein erster Job, und den will ich nicht gleich wieder verlieren.«
»Ich verstehe Sie«, sagte Justus ernsthaft. »Wir werden Ihnen keine Scherereien machen, glauben Sie uns bitte. Darf ich Ihren Namen erfahren?«
»Henry. Henry Anderson.«
»Also, Mr. Anderson, passen Sie auf –«
»Nenn mich einfach Henry. Und nun paß du mal auf – wenn ich meinen Job los bin, kann ich wieder stempeln gehen.«

Justus nickte. »Wir sind hier im Auftrag von Mrs. Catherine Darnley«, sagte er. Er zog seine Brieftasche heraus und reichte dem jungen Mann eine Karte der drei ???. »Wir haben Grund zu der Annahme, daß Mrs. Darnleys Enkel in dem Haus dort drüben gefangengehalten wird.«

»Mrs. Darnley?« meinte Henry Anderson. »Die habe ich doch schon in der Zeitung auf Fotos gesehen. Aber . . . die drei Detektive? Von den drei Detektiven habe ich noch nie etwas gehört.«

»Ich bin Justus Jonas«, sagte Justus. »Und das ist Peter Shaw. Unser dritter Mann, Bob Andrews, beschattet gerade in Beverly Hills einen Verdächtigen.«

»Ist doch haargenau wie im Fernsehkrimi, was?« meinte der Taxifahrer.

»Wir sind wirklich Detektive«, versicherte Justus dem Brotverkäufer. »Wir konnten schon viele rätselhafte Fälle aufklären, wo die Polizei versagt hat. Im vorliegenden Fall ist die Polizei noch gar nicht eingeschaltet. Mrs. Darnley befürchtet, der Entführer könnte ihrem Enkel etwas antun.«

Henry Anderson drehte die Karte um, als finde er auf der Rückseite vielleicht einen magischen Ausweg aus seinem Dilemma gedruckt. Er sah Justus an und dann Peter.

»Wir sollten schnell machen«, sagte Peter. Ihm war ein schrecklicher Gedanke gekommen. »Wir nehmen an, daß es Jeff gut geht, aber sicher können wir es nicht wissen. Heute nachmittag um vier, als er seine Großmutter wegen des Lösegelds anrief, war er noch gesund und munter.«

»Die Polizei . . .« sagte Henry Anderson hilflos.

»Das wollen wir nicht riskieren«, sagte Justus. »Mrs. Darnley will davon auch nichts wissen. Wir müssen Jeff auf eigene Faust befreien.«

»Na schön«, sagte Henry Anderson. »Mir soll es recht sein. Wahrscheinlich bin ich genauso verrückt wie ihr zwei, aber wenn ihr

nun wirklich die Wahrheit sagt und ich nicht helfe . . .«
»Na, dann viel Glück«, sagte der Taxifahrer und fuhr los.
»Was soll ich für euch tun?« fragte Anderson.
»Borgen Sie mir Ihre Mütze und Ihren Kittel«, sagte Justus.
»Dann fahren Sie die Hamilton Street runter, bis zu dem alten Haus beim Bahnübergang. Dort halten Sie an, und dann steige ich aus und geh hin und klingle.«
»Ich klingle normalerweise nicht an den Türen«, sagte Anderson. »Ich hupe einfach, und die Leute kommen zu mir ans Auto.«
»Wenn es sich bei dem Entführer um denjenigen handelt, den wir im Verdacht haben, dann weiß er das ja nicht«, versicherte Justus.
Zwei Minuten später war der Brotwagen auf der Hamilton Street unterwegs, und es ging wieder an den Bauplätzen und den Immobilienschildern vorüber. Hinten im Wagen zog sich Justus Henry Andersons Kittel an und setzte die Mütze auf. Peter kauerte auf der Pritsche und verschaffte sich Halt, indem er sich gegen die Regale mit Brötchen, Broten, Kuchen und Keksen stemmte.
»Paß bloß auf, Mann«, sagte Peter zu Justus.
»Keine Sorge«, beruhigte ihn Justus. »Wenn ich reingehe und nicht wieder rauskomme . . .«
»Dann heißt das, daß wir nichts mehr zu verlieren haben, stimmt's?« meinte Peter. »Wenn es so weit ist, komm ich auch rüber.«
»Und ich mit«, erbot sich Henry Anderson. Er hielt vor dem baufälligen Bauernhaus an. »Ist es hier?«
»Genau.« Justus stieg aus. Der Kittel war offen, denn der Erste Detektiv war eine Spur zu übergewichtig, um ihn zuknöpfen zu können. Er nahm den Korb mit Backwaren, fing an laut zu pfeifen und schritt einen rissigen betonierten Weg entlang, bis zur Vortreppe des heruntergekommenen Hauses. Vorsichtig erstieg er die Veranda und prüfte jede Planke, ehe er fest auftrat. Es gab

keine Klingel am Haus, also klopfte er energisch an die Tür.
Dann wartete er. In dem alten Haus rührte sich nichts.
Er klopfte noch einmal. »Bäckerei Van Alstyn!« rief er laut. »Ist jemand da?«
Im Haus blieb es weiterhin still. Justus trat einen Schritt nach rechts und spähte durch ein Fenster. Er blickte ins Leere, er sah Staub und feuchte Stellen, wo es durchgeregnet hatte. Und er sah etwas, das sein Herz schneller schlagen ließ. Da verlief eine deutlich sichtbare Spur durch den Staub am Fußboden des vorderen Raumes. Irgend etwas war aus diesem Raum in den hinteren Teil des Hauses geschleift worden. Und in einer Ecke des schmutzstarrenden leeren Raums war ein Telefon – ein neues, modernes, blendend weißes Telefon!
Justus setzte den Korb auf der Veranda nieder und versuchte am Türknauf zu drehen. Die Tür erwies sich als verschlossen, aber das Schiebefenster gleich daneben war nicht verriegelt. Justus zwängte die Finger unter die Rahmenleiste und drückte.
Das Fenster ließ sich mit lautem Quietschen hochschieben.
Und noch immer rührte sich nichts im Haus.
Justus hob ein Bein über den Fenstersims und kletterte hinein. Neben dem vorderen Raum mit der in Fetzen herabhängenden Tapete war eine Küche. Justus konnte abgetretenes Linoleum und eine alte Spüle sehen. Er trat rasch an die Küchentür. Dann blieb er jäh stehen.
Da war Jeff Parkinson! Kunstgerecht gefesselt lag er auf dem Fußboden. Ein schmutziges Taschentusch war über den Knebel in seinem Mund geknotet, aber seine Augen waren offen und wachsam. Als er Justus sah, bekam er kleine Fältchen um die Augen, als versuche er zu lächeln.

Wettlauf gegen die Uhr

Jeff saß mitten in der Küche und rieb sich mit beiden Händen die Knöchel. »Meine Füße sind ganz taub«, beklagte er sich. Er grinste erst Justus an und dann Peter und Henry Anderson, die auf Justs Rufen hin aus dem Brotwagen herzugelaufen waren. »Bin ich vielleicht froh, daß ihr da seid«, sagte Jeff. »Ich konnte ja nicht genau wissen, ob der miese kleine Kerl wirklich nochmal herkommen und mich freilassen würde, wenn er den Spiegel erst hatte. Als ich meine Großmutter angerufen hatte, schleppte er mich hier heraus in die Küche, falls sein geparkter Wagen vor der Haustür auffallen sollte und einer durchs Fenster hereinschauen könnte.«

»Kleiner Kerl?« hakte Justus ein. »Dann scheiden Señor Santora und auch das Phantom aus dem Spiegel aus. Die sind nämlich nicht klein. Ich nehme an, du meinst den Einbrecher.«

»Ja, der war's, und er heißt tatsächlich Juan Gómez. Er machte sich allerdings nicht die Mühe, mir zu erklären, warum er hinter dem Spiegel her ist.«

»Am besten rufst du gleich Mrs. Darnley an«, riet Peter.

Jeff nickte, stand auf und ging noch benommen zu dem weißen Telefon im Wohnzimmer. Er setzte sich daneben auf den Fußboden und wählte die Nummer seiner Großmutter. Die drei Mithörer in dem alten Haus im Tal hörten es am anderen Ende der Leitung nur ein einziges Mal klingeln, und dann sagte Jeff schon: »Hallo, Großmama. Ich bin's, Jeff. Es geht mir gut.«

Unverständliche Laute drangen aus dem Hörer. »Wirklich, es ist alles in Ordnung«, sagte Jeff. »Justus und Peter haben mich gefunden.«

Jeff sprach noch etwa eine Minute lang, und dann reichte er Justus den Hörer. »Sie holt gerade Bob her«, sagte er.

»Bob? Ich denke, Bob ist in Beverly Hills und überwacht Santora!« Justus nahm den Hörer ans Ohr. »Bob? Was ist denn passiert?« fragte er. »Wo ist Santora?«
»Ich hab's verpatzt!« sagte Bob. Es hörte sich sehr entmutigt an. »Er ist mir durch die Lappen gegangen. Etwa um vier Uhr kam er aus seinem Zimmer herunter und ging aus dem Hotel. Ich ging ihm nach. Er hatte in einer Seitenstraße beim Hotel sein Auto geparkt. Er stieg ein und fuhr weg, und ein Taxi war nirgends in Sicht. Ich rief sofort Mrs. Darnley an, und Jenny sagte, ihr wärt auf der Suche nach Jeff unterwegs, also kam ich wieder hierher.«
»Und der Spiegel?« fragte Justus.
»Dein Onkel und Patrick und Kenneth sind vor ein paar Minuten nach San Pedro losgefahren«, berichtete Bob. »Sie hatten den Spiegel auf den Transporter geladen und werden ihn auftragsgemäß abliefern. Hört mal, wo seid ihr eigentlich? Ist mit Jeff wirklich alles in Ordnung? Mrs. Darnley möchte –«
Bob brach mitten im Satz ab, und Justus hörte wieder Mrs. Darnleys Stimme. »Wer hat meinen Enkel entführt?« fragte sie schroff.
»Der kleine Mann, der in Ihr Haus eingebrochen ist und in der Bibliothek entdeckt wurde, Mrs. Darnley!« sagte Justus.
»Juan Gómez also? fragte Mrs. Darnley.
»Ja, so heißt er«, sagte Justus. »Jeff sagte mir, er sei jetzt nach San Pedro unterwegs.«
»Und ich hab' mir seine Autonummer nicht gemerkt«, stöhnte Jeff. »So ein Mist! Ich weiß die Nummer nicht. Ich hatte solche Angst. Und er hatte eine Pistole.«
»Macht nichts«, sagte Justus Jonas. »Mrs. Darnley, da Jeff nun außer Gefahr ist, können Sie die Polizei verständigen und das Lagerhaus in San Pedro umstellen lassen. Onkel Titus, Patrick und Kenneth werden den Spiegel anliefern, und wenn Gómez auftaucht, um ihn zu holen, wird die Polizei ihn verhaften. Damit hätten Sie dann den Entführer dingfest gemacht, aber . . .«

Justus machte eine Pause und grinste. »Nun ja, falls Sie das tun, dann bekommen wir vielleicht niemals Gewißheit über die großen Zusammenhänge. Dann werden wir vielleicht nie erfahren, wie er mit Santora zusammenhängt oder mit diesem Zauberkünstler Baldini, der als Chiavos Geist auftrat.«

Justus Jonas entwickelt sich immer mehr zum Detektiv von Format, meine ich. Es genügt ihm nicht, ein Verbrechen zu sühnen, das möglicherweise nur Teil einer kriminellen Großaktion ist – er will alle Hintergründe aufklären. Alle!

»Ich möchte über alles Bescheid wissen«, sagte Mrs. Darnley.
»Gut!« sagte Justus Jonas. »Dann haben wir keine Zeit mehr zu verlieren. Peter und ich gehen sofort zum Lagerhaus. Sagen Sie Bob, er soll uns in San Pedro treffen. Sagen Sie ihm, er soll sich irgendwo hinstellen, wo er uns sehen kann, wenn wir von der Schnellstraße abbiegen. Wir kommen im Taxi, und wir halten dann an der Einmündung, und –«
»Im Taxi? Kommt nicht in Frage!« protestierte Henry Anderson.
»Wie?« fragte Justus.
»Ich sage: Taxi kommt nicht in Frage. Ihr kommt mit einem Lieferwagen der Bäckerei Van Alstyn! Ich hab' mich mit euch Jungen eingelassen, und ihr habt mir die Wahrheit gesagt. Ich will also weiterhin mit von der Partie sein.«
»Ein Brot-Lieferwagen!« rief Peter. »Großartig! Wer sollte schon einen Brotverkäufer als Detektiv verdächtigen?«
»Wir kommen also in einem Lieferwagen der Firma Van Alstyn«, sagte Justus ins Telefon. »Bob soll zusteigen, und dann halten wir Ausschau, bis der Entführer ins Lagerhaus geht. Wenn er einen Verbündeten hat, kriegen wir den vielleicht auch zu Gesicht. Der Spiegel ist immerhin für einen Mann zu schwer. Er muß noch einen Komplicen haben!«

Jeff nahm den Telefonhörer an sich. »Großmama, ich gehe mit Justus und Peter.« Er legte auf, ehe sie Einspruch erheben konnte.
»Also los!« sagte Peter. »Es ist schon fast sechs!«
»Ocean Boulevard?« meinte Henry Anderson, der Brotverkäufer. »Und ihr sagtet San Pedro. Da wollen wir also hin?«
»Richtig«, sagte Peter. »Und wir müssen noch vor sieben dort sein. Ob wir das wohl schaffen?«
Anderson grinste. »Und wenn dabei ein paar zerquetschte Kuchen auf der Strecke bleiben – wir schaffen es«, versprach er.
Die drei ???, Jeff und Anderson liefen zum Wagen hinaus. Peter und Jeff stiegen von hinten ein, setzten sich auf die Pritsche und stützten sich gegen die Regale mit den Backwaren. Justus saß vorn im Führerhaus auf dem Fußboden, gleich neben dem Fahrersitz. Henry Anderson schlug die Tür zu, gab Gas wie ein Rallyefahrer, und los ging es. Anderson brauchte nur zehn Minuten, um zur Hollywood-Schnellstraße zu gelangen, und hier drehte er sofort zur zulässigen Höchstgeschwindigkeit auf.
»Können wir nicht schneller fahren?« rief Peter von hinten. »Es ist schon fünf nach sechs!«
»Wenn ich *zu* schnell fahre oder den Fahrstreifen zu oft wechsle, dann sind wir bei der nächsten Polizeikontrolle dran«, schrie Anderson zurück. »Keine Sorge – wir schaffen es schon!«
Es war erst sechs Uhr fünfundzwanzig, als der Lieferwagen auf die Zufahrtsstraße zum Hafen in Richtung auf das Lagerhaus in San Pedro einbog. Da mußte Anderson jäh das Gas wegnehmen.
»Was ist denn?« fragte Peter.
»Verkehrsverdichtung, sonst nichts«, sagte Anderson. »Alles in Ordnung. Es läuft wenigstens. Zum Glück ist es Samstag, sonst würden wir vielleicht noch steckenbleiben.«
Peter hinten im Wagen schwitzte Blut und Wasser. Henry Anderson versicherte ständig, es sei alles in bester Ordnung, aber Justus merkte, daß auch Anderson allmählich eine Spur unruhig

wurde. Dann wurde der Verkehr wieder schwächer, und der Lieferwagen konnte beschleunigen. Er raste auf der Überholspur dahin. Als sie sich dem Ufer näherten, legte sich ein Schleier vor die späte Nachmittagssonne.
»Es kommt Nebel auf«, sagte Anderson. »Am Hafen ist bestimmt schon alles zu.«
»Wir kommen schon durch«, versicherte Justus. »Wir waren schon öfter im Nebel unterwegs.«
»Gleich sind wir da.« Anderson ordnete sich rechts ein und bog ab.
An der nächsten Kreuzung hielt Anderson an. »Soll ich mal hupen?«
»Nein. Bob kommt ja aus Hollywood, also hatte er einen beachtlichen Vorsprung. Er ist bestimmt schon da. Er soll uns ruhig suchen.«
»Aber es ist zehn vor sieben!« rief Peter.
»Also bleiben uns noch volle zehn Minuten«, erwiderte Justus. Eine schlanke Gestalt kam aus einer Hofeinfahrt gegenüber gesaust. »Ist das euer Freund?« fragte Anderson und zeigte hin. Justus stand auf. »Das ist Bob.« Er winkte. Bob winkte zurück, raste dann über die Straße und sprang auf den Lieferwagen.
»Tut mir leid, daß mir Santora entwischt ist«, sagte er, und er drehte sich um und grinste Jeff Parkinson an. »Du hast uns ja allen einen mächtigen Schrecken eingejagt.«
»Und ich?« sagte Jeff. »Nie im Leben hab' ich solche Angst gehabt!«
»Darüber können wir später reden«, sagte Justus scharf. »Fahren Sie nur immer hier die Straße entlang«, wandte er sich an Anderson. »Und schön langsam, wie wenn Sie warten, daß jemand aus einem Haus kommt und Ihnen Brot abkauft.«
Anderson tat wie geheißen. »Wir haben tatsächlich einen Lieferwagen in San Pedro laufen«, erklärte er den Jungen. »Der Fahrer hat die Frühschicht. Er verkauft das meiste an die Männer, die in

den Docks arbeiten, und in den Speditionen hier in der Gegend. Was suchen wir eigentlich?«
»Ein leerstehendes Lagerhaus, das früher einmal von der Firma ›Peckham Storage Company‹ benutzt wurde. Vorn am Haus ist noch das Firmenschild. Wenn wir dort sind, können Sie ja so tun, als hätten Sie einen Motorschaden und könnten nicht mehr starten!«
»Geht klar«, sagte Anderson.
Sie fuhren gemächlich die breite Straße entlang, die fast ganz verlassen war. Die Lagerhäuser und Reedereien zu beiden Seiten der Straße waren schon geschlossen. Ein Wagen kam ihnen entgegen, der nach Westen zur Schnellstraße fuhr, und auf dem Gehsteig schlenderte ein Mann im Arbeitsanzug mit umgehängter Jacke daher. Als sie sich dem Ocean Boulevard näherten, drückte der Nebel allmählich zwischen den Gebäuden herein. Sie kamen an öde wirkenden Piers vorüber, und dahinter konnten sie den Hafen erkennen.
»Hier ist es«, sagte Anderson leise.
Justus und Bob knieten hin und schauten durch die Windschutzscheibe hinaus. Rechts drüben stand ein kastenförmiger Ziegelbau, schmutzstarrend vor Alter und Ruß. Das Schild vorn war verblichen, aber noch leserlich. Der größere von Onkel Titus' beiden Lastwagen parkte vor dem Lagerhaus.
»Onkel Titus und Kenneth und Patrick sind noch da«, informierte Justus seine Freunde im Laderaum des Lieferwagens.
»Also kommt der Entführer erst noch«, sagte Peter. Man hörte ihm die Erleichterung an.
»Fahren Sie an dem Lastwagen vorbei«, sagte Justus zu Henry Anderson. »Dann noch ein Stück vor, und dann halten Sie bitte.«
Der Brotverkäufer fuhr langsam an dem Lagerhaus vorüber, rollte dann scharf an die Bordsteinkante heran und stellte den Motor ab.
Justus und Bob kletterten im Lieferwagen nach hinten und

schauten durchs Heckfenster hinaus. Sie sahen Onkel Titus aus dem Haus kommen und ins Führerhaus seines Lastwagens steigen. Patrick und Kenneth kamen hinterher.
»Alles klar«, sagte Justus. »Die Anweisungen wurden bis aufs I-Tüpfelchen befolgt. Jetzt müssen wir nur warten.«
Henry Anderson machte sich ans Aussteigen.
»Wo wollen Sie denn hin?« fragte Peter.
»Ich muß jetzt am Motor herumfummeln«, sagte Anderson. »Was macht man als erstes, wenn einem die Kiste stehenbleibt? Man steigt aus und schaut mal nach dem Motor. Sonst würde das Ganze doch auffallen.«
Justus Jonas mußte lachen. »Sie würden einen erstklassigen Detektiv abgeben, Henry Anderson!«

Der Kampf um den Zauberspiegel

Henry Anderson bastelte eifrig am Motor seines Lieferwagens herum. Er schraubte Zündkerzen heraus, wischte sie sauber und setzte sie wieder ein, schaute im Kühler nach und untersuchte die Batterie.
Im Wageninnern saßen geduckt die drei ??? und Jeff Parkinson. Justus spähte zur Windschutzscheibe hinaus, hielt aber den Kopf geduckt, so daß er von der Straße aus nicht gesehen werden konnte. Peter überblickte die Straße im Kniestand durchs Heckfenster des Wagens.
»Es gefällt mir gar nicht«, sagte Peter schließlich. »Der Nebel wird immer dichter, und dunkler wird es auch schon. Der Kerl ist vielleicht schon längst im Haus, und wenn er noch lang drinnen bleibt, dann verpassen wir ihn womöglich beim Rauskommen.«
»Ich glaube nicht, daß er drinnen ist«, meinte Justus. »Es wäre unklug, wenn er im Haus auf die Anfuhr des Spiegels warten wollte. Wenn Mrs. Darnley wider sein Erwarten die Polizei benachrichtigt hätte, dann säße er da drinnen in der Falle. Ich tippe darauf, daß er sich hier irgendwo herumdrückt und sich vorsieht, daß keine Bullen auf ihn warten. Sollte das der Fall sein, dann ist ihm unser Freund Henry allerdings vielleicht schon aufgefallen.«
Justus klopfte leise von innen an die Frontscheibe. Henry Anderson kam an die Seite des Lieferwagens.
»Vielleicht wäre es besser, Sie ließen das mit dem Motor jetzt sein«, sagte Justus. »Gehen Sie doch zum Schein mal telefonieren, um Hilfe zu holen. Das würden Sie ja auch tun, wenn Sie wirklich eine Panne hätten?«
Anderson nickte.
»Gut. Gehen Sie los und suchen Sie ein Telefon. Wir brauchen

sowieso eines, wenn der Entführer aufkreuzt. Und dann kommen Sie wieder her. Ich glaube nämlich, Sie machen unseren Entführer nervös.«
»Das sei mir fern«, sagte Anderson und ging die Straße entlang. Fünf Minuten verstrichen . . .
»Da!« sagte Peter.
Justus robbte flink nach hinten. Peter zeigte auf einen dünnen, schwarzgekleideten Mann, der gerade hinter der Umzäunung eines Holzlagers hervorgetreten war.
»Das ist er doch?« erkundigte sich Justus bei Jeff Parkinson.
»Ich glaube, ja«, sagte Jeff. »Im Nebel ist das schwierig zu erkennen.«
»Gleich wissen wir's«, meinte Bob.
Der Mann kam auf dem Gehsteig zum Lieferwagen her.
»Jetzt wird's ernst!« stieß Peter gedämpft hervor. »Er kommt auf uns zu!«
»Und es ist wirklich Gómez!« sagte Jeff. »Was machen wir jetzt?«
»Runter, schnell!« befahl Justus.
Und da hörte man vor dem Lieferwagen die muntere Stimme von Henry Anderson. »'n Abend«, sagte er.
»Ja«, sagte der Entführer. »Sie sind heute aber spät dran.«
»Wollte mir gern noch ein paar Dollars zuverdienen«, erklärte Anderson. »War aber 'ne blöde Idee. Wußte gar nicht, daß San Pedro am Samstag abend wie ausgestorben ist – und jetzt hab' ich auch noch 'ne Panne. Da krieg' ich garantiert Ärger mit meinem Boß. Könnte ich Ihnen vielleicht einen Laib Brot oder sonst etwas anbieten?«
»Einen Laib Brot? Ja. Ja, das wäre gar nicht so übel. Ihr Brot würde ich mir ganz gern mal anschauen.«
Die Jungen verkrochen sich ganz hinten im Laderaum und versuchten sich so dünn wie möglich zu machen. Henry Anderson stieg vorn ein und langte nach seinem Warenkorb.

Bob griff zu und schob Henry den Korb hin. Henry drehte sich um und hätte beinahe den Entführer damit angerempelt. »Ich habe Weißbrot«, sagte Henry, »Roggenbrot, Weizenvollkornbrot, Pumpernickel, französisches Sauerteigbrot und . . .«
Der Mann zog die Nase kraus. »Na ja«, sagte er, »eigentlich brauche ich doch kein Brot.«
»Törtchen vielleicht?« bot Henry an. »Oder einen Sandkuchen?«
»Nichts. Ich danke Ihnen. Tut mir leid, daß ich Sie aufgehalten habe.«
»Macht nichts«, sagte Henry. »Ich muß sowieso auf den Abschleppwagen warten.«
»Dann guten Abend«, sagte der Mann.
»Guten Abend.«
Der Mann wandte sich wieder dem Lagerhaus zu.
Die drei ??? atmeten erleichtert auf. »Um ein Haar«, sagte Bob. »Sie sind genau zur rechten Zeit aufgetaucht, Henry.«
»An der Tankstelle, zweite Kreuzung von hier, ist eine Telefonzelle«, meldete Henry.
Die drei ??? beobachteten, wie der Entführer die Straße überquerte, zum Eingang des Lagerhauses ging, nach einem raschen Blick über die Schulter das Tor öffnete und ins Haus trat.
»Wollen wir nicht auch reingehen?« fragte Jeff.
»Wir warten lieber noch ein Weilchen«, sagte Justus ruhig.
Dann erschien auf der Straße noch eine Gestalt – ein größerer Mann war hinter dem Zaun, der den Holzplatz umgab, aufgetaucht. Diese zweite Person blickte weder nach links noch nach rechts, sondern ging zielbewußt aufs Lagerhaus zu und durchs Tor.
»Ich glaube, das war Santora«, sagte Peter.
»Genau so hatte ich es mir ausgemalt!« rief Justus befriedigt. »Jetzt werden wir uns das Haus mit vereinten Kräften mal gründlich vornehmen. Henry, wenn wir drinnen sind warten Sie

zehn Minuten, und dann gehen Sie zum Telefon und rufen die Polizei an. So oder so werden wir jetzt Amtshilfe brauchen.«
»Mach ich«, sagte Henry.
Die Detektive und Jeff Parkinson stiegen aus dem Lieferwagen und gingen rasch auf das Haus zu. Am Tor machten sie halt.
»Nichts zu hören«, flüsterte Bob. »Nur Wasser, das irgendwo rauscht. Das Haus muß direkt am Hafenbecken stehen.«
Er drehte am Türknauf. Das Tor öffnete sich lautlos, und die Jungen sahen Wände und eine weitere Tür. Ganz oben rechts war ein vergittertes Fenster, welches das blasse, nebelverhangene Abendlicht einließ. Sie befanden sich in einem kleinen unmöblierten Raum, vor sich eine Flügeltür mit verglasten Oberteilen. Sie schlichen vor zur Tür, schauten durch die schmutzigen Fensterscheiben und sahen einen großen, leeren Raum. In der hohen Decke waren Dachluken, in den Ecken lagen tiefe Schatten. An der gegenüberliegenden Wand stand Juan Gómez und blickte in den Zauberspiegel. Onkel Titus und seine Helfer hatten den Spiegel aufrecht hingestellt, indem sie ihn gegen einen der Stahlträger der Dachkonstruktion gelehnt hatten.
Zwischen dem Entführer und den Jungen zeichnete sich Santoras Silhouette ab. Der geheimnisvolle Mann, der sich als Abkömmling des Zauberers Chiavo auszugeben pflegte, stand regungslos da und beobachtete, genau wie die Jungen. Justus drückte gegen einen Flügel der Tür, und er öffnete sich einen Spalt. Er und die anderen blieben stehen, und mit angehaltenem Atem schauten sie hin und horchten.
Der Entführer ließ die Finger bedachtsam über den Spiegelrahmen gleiten. Dann schritt er langsam um den Spiegel herum und zog schließlich einen Schraubenzieher aus der Tasche.
»Was suchen denn Sie hier, Sie Lakai eines Schweins?« sagte Santora unvermittelt.
Der Entführer erschrak, ließ den Schraubenzieher fallen und starrte im Dämmerlicht Santora an.

»Keine Bewegung«, sagte Santora. »Ich habe eine Pistole bei mir, und ich scheue mich nicht, sie zu benutzen.
Santora trat vor, und die Jungen sahen, daß er tatsächlich bewaffnet war. Die Mündung war genau auf den Kopf des Entführers gerichtet.
»Gómez, wollen Sie denn diese Schändlichkeit immer noch weitertreiben?« herrschte Santora den Mann an. »Manolos ist tot, und seine Witwe führt ein friedliches Leben. Sie weiß von nichts.«
»Sie ist dumm«, sagte der Entführer.
»Nein, Sie selbst sind dumm, Gómez«, sagte Santora. »Sie haben uns zu dem Spiegel geführt. Und dort verbirgt sich das Geheimnis, oder nicht? Schon seit Jahren. Das ist das Geheimnis von Manolos' Macht – der Chiavo-Spiegel. Er gehört zerschlagen!« »Es ist mein Spiegel«, widersetzte sich Gómez. »Er war mir zugesagt. All die Jahre habe ich für diesen Mann gearbeitet, und er versprach mir, der Spiegel würde einmal mir gehören. Als er dann starb, schickte seine Frau, diese Närrin, den Spiegel ins Ausland, und ich konnte nichts tun, weil . . .«
»Weil Sie im Gefängnis saßen«, ergänzte Santora. Er setzte sich auf eine Kiste. »Armer Juan Gómez. Sie waren im Gefängnis, als Ihr Gebieter starb – Sie hatten versucht, einen englischen Touristen auszurauben. Armer Gómez. Sie hatten verloren. Sie sind immer der Verlierer. Der Spiegel wird zertrümmert werden, zum Wohl meines Landes Ruffino.«
»Nein!« brüllte Gómez. »Er gehört mir! Ich habe die Zusage!«
»Manolos war ein Lügner«, stellte Santora fest. »Er hat Sie auch belogen. Warum glaubten Sie, er würde ausgerechnet Sie nicht belügen, da er doch sonst jeden belog? Hielten Sie sich für etwas Besonderes? Nun, das hat jetzt ein Ende. Ich werde den Spiegel zerstören.«
»Das tun Sie nicht!« schrie Gómez. »Sie Schlappschwanz – ich kenne Sie doch. Mir machen Sie keine Angst. Sie mit Ihrer

glatten Visage und Ihren glatten Manieren! Sie machen mir keine Angst! Sie sind zu feige, um Blut zu vergießen!«
Der wütende Gómez stürzte sich auf den Mann mit der Pistole. Ein Schuß krachte. Das Geschoß prallte von einem Stahlträger ab und bohrte sich hoch oben irgendwo ins Gebälk. Santora stieß einen Schrei aus und versuchte den kleineren Mann von sich abzuschütteln, wie man ein lästiges Insekt abschüttelt. Die Pistole fiel ihm aus der Hand und schlitterte über den Fußboden. Santora und Gómez wirbelten herum, beide hatten es auf die Waffe abgesehen. Gómez stieß einen Wutschrei aus, als sie in eine offenstehende Bodenluke glitt und in der Versenkung verschwand. Santora richtete sich zu voller Größe auf. »Nun ja«, sagte er. »Vielleicht haben Sie recht. Vielleicht hätte ich wirklich nicht auf Sie geschossen. Aber mit dem Spiegel kommen Sie hier nicht heraus.« Er hob eine schwere Holzbohle auf, die am Boden lag, und wandte sich gegen den Spiegel. »Nun will ich das tun, wozu ich hergekommen bin«, sagte er. »Den Spiegel zertrümmern.« Da trat Justus Jonas durch die Tür vom Vorraum zur Lagerhalle. »Ehe Sie das tun«, sagte er gelassen, »hätte ich Ihnen gern noch ein paar Fragen gestellt.«
Der Mann namens Juan Gómez glotzte die Jungen an. Seine Augen blieben auf Jeff Parkinson haften, der noch vor kurzem seine Geisel gewesen war. Er stieß einen Schrei aus – und stürzte sich auf die drei ???.
»Achtung!« schrie Peter. Er sauste geduckt an Justus vorbei und rammte den Kopf in den Bauch des Entführers. Gómez ging aufheulend zu Boden, und Peter setzte sich schnell auf ihn. »Das mach' ich von jetzt an immer so!« verkündete er.
»Da mach' ich mit«, bot sich Jeff an und setzte sich ebenfalls auf Gómez.
»Hören Sie«, sagte Justus zu dem verdutzten Santora. »Wir sind noch nicht ganz erwachsen, aber wir sind zwei gegen einen, und hier kommt keiner raus, bis wir einiges aufgeklärt haben.«

Der Spiegel gibt sein Geheimnis preis

Juan Gómez hörte auf zu strampeln und knurrte etwas vor sich hin, das wie ein Fluch klang. »Zerschlagen Sie nicht den Spiegel, Señor Santora«, sagte Jeff. »Ob er nun Ihnen gehört oder nicht, zerschlagen Sie nicht den Spiegel. Meine Großmutter würde einen Herzanfall kriegen!«
»Und im übrigen«, sagte Justus Jonas, »wenn Sie ihn zerschlagen, verraten Sie vielleicht damit Juan Gómez das Geheimnis – bedenken Sie das. Und ich glaube nicht, daß er schon weiß, worum es sich bei dem Geheimnis handelt.«
»Natürlich weiß ich das«, sagte Gómez. »Ich habe es immer gewußt. Nur der Beweis fehlt mir noch.«
»Also gut«, sagte Justus. »Dann kann man es auch anders ausdrücken. Gómez weiß nicht, wo in dem Spiegel der Beweis versteckt ist. Ich glaube, Sie wissen es ebenso wenig, Señor Santora. Und Ihre Geschichte, Sie seien ein Nachkomme des Zauberers Chiavo, können wir wohl als pure Erfindung abtun.«
»Ich sage gar nichts«, gab Santora zurück.
»Im jetzigen Stadium ist das auch gar nicht erforderlich«, klärte ihn Justus auf. »Wir wissen zum Beispiel, daß Sie auf Anweisung des Präsidenten von Ruffino handeln. Ein Nachkomme von Chiavo sind Sie bestimmt nicht, aber was könnten Sie sonst sein? Sind Sie Präsident Garcías Sohn?«
Santora setzte sich auf die Kiste. »Du also!« sagte er. »Du bist in mein Hotelzimmer eingebrochen. Du hast meine Akten durchwühlt!«
»Nein, Just war es nicht«, sagte Peter. »Das war Gómez. Er hat Sie niedergeschlagen. Ich war vor dem Zimmer und hörte alles und sah, wie Gómez wieder wegging.«

Der kleine Mann zappelte und fluchte wieder. »Dieser Schuft!« stieß er hervor. »Dieser feine Herr in seiner eleganten Kleidung! Er spricht vom Wohl seines Landes! Er ist der Neffe von García, diesem Hagestolz, diesem Ehrenmann, der glaubt, er könne Ruffino retten! Ein Dieb! Der Onkel ist ein Dieb, und der Neffe ist auch einer.«

Justus räusperte sich. »Als Präsident García vor zwölf Jahren gewählt wurde, beschuldigte ihn sein Gegner der Ehrlosigkeit. Er sagte, er habe einen Beweis dafür, daß García einmal als Krimineller angefangen habe. Aber diesen Beweis konnte der Gegner nicht erbringen, und García gewann die Wahl. Der Beweis! García muß sich dieses Jahr zur Wiederwahl stellen, oder nicht? Wenn nun einer daherkäme, mit dem Beweis für jene Anschuldigungen? Was würde dann geschehen?«

»Es wäre eine Tragödie für Ruffino«, sagte Santora.

»Die Polizei wird jeden Augenblick hier sein, Señor Santora«, sagte Justus. »Wir haben sie verständigt. Man wird sich erkundigen, weshalb ein gewisser Spiegel so wichtig ist, daß Mrs. Darnleys Enkel entführt wurde, nur damit Gómez den Spiegel in seinen Besitz bringen konnte. Ich glaube, ich kenne den Grund.«

Santora fuhr auf. »Du kennst ihn? Aber das kannst du nicht wissen!«

»Es geht um Erpressung, nicht, Señor Santora?« sagte Justus Jonas. »Isabella Manolos ist unschuldig. Sie wußte nicht, wie ihr Ehemann seine hohe Stellung in der Regierung von Ruffino erlangt hatte. Sie wußte es nicht, aber wir können es uns denken. Er hatte nämlich Beweise – Beweise dafür, daß die gegen García vorgebrachten Anschuldigungen stimmten. Und damit erpreßte Manolos fortwährend García.«

Santora sackte zusammen. »Eure Polizei darf die Beweise nicht finden!« sagte er. »Ehe mein Onkel an die Macht kam, hatte das Volk von Ruffino viel gelitten. Es hätte eine Revolution gegeben. Unter meinem Onkel herrschte Frieden, es war eine gute Zeit. Es

gab Fortschritt, während unser armes Volk zuvor wie Sklaven gelebt hatte. Wir müssen mit García weitergehen. Wir können nicht zu den alten schlechten Methoden zurückkehren. Im Lebenslauf meines Onkel gibt es keinen einzigen dunklen Punkt. Er hat sich mit klugen Männern, mit ehrenhaften Männern umgeben – bis auf Manolos, diesen Schuft.«
»Ein Erpresser?« forschte Justus nachdrücklich weiter.
Santora nickte traurig. »Also gut. Ich werde es euch erzählen, und wenn ihr wißt, wo das Geheimnis des Spiegels ist, glaube ich, daß ihr es mir sagen werdet.«
Santora blickte zu Juan Gómez hinüber. »Dieses Schwein dort auf dem Boden war der Diener von Diego Manolos. Ihr wißt, was er ist – ein Langfinger, ein feiger Dieb. Und jetzt sagt ihr mir, er sei auch noch ein Kindesentführer. Mich überrascht das nicht. Er ist gefährlich, herzlos und rücksichtslos. Zehn Jahre lang hat er Manolos gedient, also könnt ihr euch denken, was Manolos war. Señora Manolos, die Freundin von Señora Darnley, ist eine schöne Frau, aber Frauen sind manchmal töricht, wenn sie einen Ehepartner wählen. Sie hatte für ihren Irrtum viel zu leiden.«
»Dummes Weib!« rief Juan Gómez.
»Ruhe!« herrschte in Santora an. »In seiner Jugend war mein Onkel eine Zeitlang auch unklug. Viele junge Männer sind das. Er wurde nach Spanien auf die Universität geschickt. Manolos besaß den Spiegel des Magiers Chiavo. Er hatte ihn ganz legal gekauft, und vielleicht war das seine letzte anständige Handlung. Chiavo hatte aber tatsächlich einen Sohn, und dieser Sohn hatte wieder einen Sohn und so fort, bis zum letzten. Der letzte Nachkomme des Zauberers war kein Sohn, sondern eine Tochter. Sie heiratete nicht, und als Manolos sie aufspürte, war sie eine ganz arme alte Frau und wohnte in einer kleinen Stadt in Kastilien. Sie hatte den Zauberspiegel. Sie hatte den Spiegel und kein Geld, und Geld konnte sie brauchen. Manolos war selbst arm, aber jung, und er hatte Ideen, das muß man ihm lassen. Er

borgte sich das Geld, um den Spiegel zu kaufen, und er ließ den Spiegel nach Madrid verfrachten. Überall redete er davon – in Cafés und in Vortragssälen. Er besaß den Spiegel des Chiavo. Die Geschichte sprach sich herum, und man wunderte sich allgemein. Konnte der Spiegel tatsächlich die Zukunft enthüllen? Manolos gab vor, der Spiegel verfüge tatsächlich über solche Kräfte. Er gab vor, er könne im Spiegel die Zukunft erblicken. Lange ging das nicht gut. Erst kamen einige Studenten von der Universität zu ihm, und er sagte ihnen Dinge voraus, die sich ereignen würden. Er stellte sehr ungenaue Behauptungen auf, aber die törichten jungen Leute wollten es ja glauben. Manchmal traf auch das ein, was er prophezeit hatte – oder etwas Ähnliches, so daß sie allmählich zu dem Glauben kamen, er sähe diese Dinge tatsächlich im Spiegel. Dann kamen die reichen Leute aus der Stadt, und auch ihnen machte Manolos Weissagungen. Und schließlich zeigte er sich von seiner üblen Seite. Er machte einem sehr alten, an Gicht leidenden Mann weis, er solle eine Reise antreten. Der alte Mann fuhr weg, und während er fort war, wurde sein Haus ausgeraubt. Manolos sagte auch einer Frau, das Geld, das sie besaß, müsse gesegnet werden, und sie solle es zu ihrem Pastor in die Kirche tragen, wo sie zu beten pflegte. Das tat sie, und auf dem Kirchgang wurde sie ausgeraubt. Und so gab es noch andere Vorfälle – ich brauche hier nicht weiter zu berichten. Ihr werdet es begreifen, weil ihr für eure Jugend verhältnismäßig intelligent seid.«

»So eine Bauernfängerei!« rief Peter. »Aber kam denn die spanische Polizei nicht dahinter?«

»Mit der Zeit schon«, sagte Santora. »Aber noch ehe er seine Schurkereien beging, kümmerte sich Manolos besonders aufmerksam um meinen Onkel. Schon als junger Mann war mein Onkel an einer Reform für Ruffino interessiert. Er redete viel darüber, und Manolos hörte zu. Manolos glaubte, mein Onkel werde berühmt werden, und er könne dann von seinem Einfluß

zehren. Die Garcías waren auch sehr reich, also dachte Manolos an Erpressung. Er würde dazu den Spiegel benutzen, und er würde . . . wie heißt das noch in den Gangsterfilmen?«
»Er würde ihn reinrasseln lassen?« half Bob aus.
»Si. Ja. So war es. Manolos hatte nämlich Einfluß auf ein junges Mädchen, eine Bedienstete in einem der großen Häuser. Mit Hilfe seines Spiegels redete er ihr ein, sie werde von ihrem Dienstherrn übervorteilt. Er überzeugte sie, daß sie einem Unrecht zum Opfer gefallen sei, und daß sie das Recht habe, sich dafür zu rächen. Er sagte, er kenne einen Mann, der einen hohen Preis für die Juwelen aus dem Besitz der Herrschaft des Mädchens bezahlen würde. Er trug dem Mädchen auf, die Juwelen an sich zu bringen, sie in eine Kassette zu legen und diese in rotes Papier einzuhüllen, und alles Weitere werde er übernehmen. Der Mann werde sich mit dem Mädchen treffen und ihr das Geld in einem Umschlag übergeben, und sie solle ihm dafür den Schmuck aushändigen. Und das tat sie dann auch. Sie stahl den Schmuck, und sie traf sich mit dem Mann, den ihr Manolos beschrieben hatte. Er gab ihr einem Umschlag, und sie gab ihm die in rotes Papier eingeschlagene Kassette. Und dieser Mann war mein Onkel!«
»Ein Dieb!«fauchte Juan Gómez.
»Mein Onkel wußte von nichts!« schrie Santora. »Er dachte, er erweise Manolos lediglich eine Gefälligkeit. Er glaubte, er solle dem Mädchen einen Brief aushändigen und von ihr ein Geschenk für Manolos in Empfang nehmen. Der Treffpunkt war eine Straße in der Nähe eines Brunnens. Manolos war mit einer Kamera zur Stelle. Er machte eine Aufnahme von meinem Onkel und dem Mädchen, und auf dem Bild übergibt mein Onkel gerade dem Mädchen jenen Umschlag!«
»Und natürlich kam alles, was sich da abgespielt hatte, an die Öffentlichkeit«, sagte Justus.
»Aber selbstverständlich. Das Mädchen öffnete den Umschlag,

und darin befand sich nur Papier, kein Geld. Da bekam sie große Angst. Als ihre Herrin bemerkte, daß der Schmuck verschwunden war, kam die Polizei, und das Mädchen weinte und gestand alles. Zu diesem Zeitpunkt war aber mein Onkel schon auf der Heimreise nach Ruffino. Er erfuhr nie etwas von der Sache. Lange Zeit nicht. Manolos setzte sich mit dem Spiegel und mit seinem Foto – und mit dem Schmuck – gerade noch rechtzeitig von Madrid ab. Die Zeitungen berichteten über ihn und seine Untat, die er mit Hilfe des Spiegels begangen hatte.«

»Und da ging er nach Ruffino und fing an, Ihren Onkel zu erpressen?« fragte Peter.

»Er reiste nach Ruffino, aber zunächst tat er gar nichts«, erzählte Santora. »Er hatte ja Geld aus seiner Diebesbeute. Er wartete. Er heiratete die bedauernswerte Dame Isabella, weil sie das einzige Kind eines wohlhabenden Mannes war. Und er wartete weiter. Dann, vor zwölf Jahren, als die Wahl herankam und uns die Revolution bevorstand – da schritt er zur Tat. Er schickte meinem Onkel einen Abzug jener Fotografie und Kopien dieser alten Berichte aus den spanischen Zeitungen. Mein Onkel war also in ein Verbrechen verwickelt gewesen, und da lag nun der Beweis vor ihm. Es spielte keine Rolle, daß García es nicht gewußt hatte. Es spielte auch keine Rolle, daß alles schon so lange her war. Hier war der Beweis, und das würde für meinen Onkel den Ruin bedeuten. Niemals würde er die Wahl gewinnen. Also fügte sich mein Onkel diesem Schurken. Er gab ihm erst Geld, aber bald genügte das nicht mehr. Er gab ihm Macht. Nun hatte Manolos sein großes Haus und eine einigermaßen achtbare Stellung – nicht genug für ihn. Jedes Jahr, am Jahrestag der Wahl, erhielt mein Onkel einen weiteren Abzug jenes Bildes und weitere Kopien der alten Zeitungsausschnitte. Dann schließlich starb Manolos, und wir – mein Onkel und ich – hofften, daß der lange Alptraum vorüber sei und es mit der Erpressung ein Ende habe. Ich ging zu Señora Manolos. Die Ärmste – sie war in

Tränen aufgelöst. Ich wollte sie Fragen, ob ich bei ihr eine Haussuchung machen könne, und das war eine heikle Angelegenheit, weil sie wirklich eine Dame ist. Ehe ich mir zurechtlegen konnte, wie ich es ihr am besten beibringen könnte, begann sie sich über Juan Gómez zu beklagen. Sie sagte, sie habe den Spiegel an ihre Freundin nach Los Angeles gesandt, und als Gómez dies erfuhr, sei er sehr zornig geworden. Er schrie sie an. Er nannte sie eine Närrin. Sie sagte, sie hätte sich vor einem tätlichen Angriff gefürchtet. Und damit wußte ich Bescheid. Das Negativ dieses Fotos mußte im Spiegel versteckt sein. Der einzige Mensch, dem Manolos sein Geheimnis verraten haben mochte, war Gómez – Gómez, der Diener dieses Schweins! Und als Gómez an jenem Nachmittag Ruffino verließ und einen Flug nach Los Angeles buchte, da war ich sicher!«

»Also reisten Sie ihm nach, und Sie versuchten, Mrs. Darnley den Spiegel abzukaufen«, sagte Justus Jonas. »Als das nicht klappte, flunkerten Sie uns die Geschichte vor, Sie seien ein Abkömmling von Chiavo. Und als auch das nicht funktionierte und Ihr Onkel Sie bedrängte, Sie möchten schnell handeln, da engagierten Sie den Zauberkünstler Baldini als Helfershelfer – er sollte den Geist im Spiegel verkörpern.«

Santora ließ den Kopf hängen. »Ich schäme mich«, sagte er. Frauen und Kinder wollte ich nicht erschrecken, aber mir fiel einfach keine andere Lösung ein.«

Die Jungen und Santora schwiegen. Von der Straße her hörte man schwere Schritte. Eine Tür öffnete sich.

»Da kommt die Polizei«, sagte Peter.

Erleichtert stand er von Gómez auf.

»Was erzählen wir der Polizei?« fragte Santora, sehr blaß. »Sie werden doch den Spiegel genau untersuchen wollen!«

»Ha!« Gómez lachte. Er entwand sich Peters und Jeffs Zugriff und stand unbeholfen auf. Er packte die Bohle, die Santora hatte fallen lassen, und stürzte auf den Spiegel los. »Ich werde meinen

Beweis kriegen!« schrie er schrill, »und dann kann mir keiner –«
Plötzlich erstarrte er in geduckter Haltung und starrte in den schwach erhellten Zauberspiegel, worin sich sein eigenes Gesicht, verzerrt vor Wut und Furcht, spiegelte. Er ließ das Holz fallen, stieß einen fürchterlichen Schrei aus und lief weg. Und dann stolperte er, blieb mit einem Fuß hängen und stürzte kopfüber durch die offenstehende Bodenluke.
Unten gab es ein Aufklatschen, und dann waren da plötzlich Lichter und Stimmen und uniformierte Männer im Raum.

Nun hatte ein Blick in den Zauberspiegel mit der Gnomen-Zier doch noch erschreckende und sogar gefährliche Folgen . . .
Lassen etwa diese spanischen »trasgos« doch nicht mit sich spaßen?

Aus dem Wasser unterhalb des Lagerhauses drang wieder das entsetzliche Schreien.
»Das Negativ!« sagte Santora mit heiserem Flüstern. »Wo ist das Negativ?«
Justus trat hinter den Spiegel und löste mit den Fingernägeln ein Etikett von der Rückwand ab. Er gab das Etikett und noch etwas anderes an Señor Santora weiter. »Mikrofilm«, sagte er ruhig. »Klarer Fall. Das mußte es ja sein. Mikrofilm unter einem der Klebeschilder auf der Rückseite des Spiegels. Unter dem zuletzt aufgeklebten Schild.«
Señor Santora stieß ein hastiges Dankeschön hervor und ließ den winzigen Filmstreifen und das zerrissene Etikett in seiner Manteltasche verschwinden.
»Jeff Parkinson?« fragte ein Polizeiwachtmeister. »Ist einer von euch Jungen Jeff Parkinson?«
»Das bin ich«, sagte Jeff.
Neben der Luke entrollten zwei Polizisten ein Tau. Gleich darauf

hatten sie den zappelnden Gómez aus dem Wasser gehievt. Der Entführer brach auf dem Fußboden des Lagerhauses zusammen und schluchzte hemmungslos.
Der Polizeiwachtmeister blickte finster auf den sich krümmenden, triefnassen Mann und wandte sich dann wieder Jeff zu. »Ist das dein Entführer?« fragte er.
»Ja. Er heißt Juan Gómez.«
»Und dieser Mann?« Der Wachtmeister nickte Santora zu.
»Das ist Señor Santora«, sagte Justus gelassen. »Er ist unser Freund. Er hat uns sehr geholfen.«
»Und was ist mit dem hier los?« rief einer der Beamten, als er sich über Gómez beugte.
»Das Ding!« keuchte Gómez. »Im Spiegel – ich hab' es gesehen! Das . . . das . . .«
»Was ist mit dem Spiegel?« Der Wachtmeister sah neugierig zu dem Zauberspiegel hinüber.
»Der gehörte einmal einem berühmten Zauberer«, sagte Justus Jonas. »Man sagt, es spukt darin. Der Entführer hat davor offenbar große Angst. Vielleicht glaubte er einen Geist zu sehen.«
Der Polizist rümpfte verächtlich die Nase.
»Manchmal spielt die Einbildungskraft einem Menschen seltsame Streiche«, sagte Justus, »besonders im Zwielicht wie hier.«
»Ja, ich kann es mir vorstellen«, sagte der Polizist.
Die Jungen und Señor Santora schauten in den Spiegel. Da stand er in dem schmutzigen Lagerhaus, und darin spiegelten sich die nackten Wände und die Spinnweben. Es war ein Spiegel, ein ganz gewöhnlicher alter Spiegel, der zufällig einen ungemein häßlichen Rahmen hatte.
Doch wider Willen erschauerten die Jungen ein wenig. Als der Polizeiwachtmeister sie zum Verlassen des Gebäudes aufforderte, zögerten sie nicht länger. Sie gingen.

Einladung für Alfred Hitchcock

Zwei Wochen später meldeten sich die drei ??? bei Alfred Hitchcock, dem berühmten Filmregisseur. Justus Jonas hatte einen Umschlag mitgebracht, den er Mr. Hitchcock kommentarlos übergab.
»Oh?« sagte Alfred Hitchcock. Er öffnete den Umschlag und zog einen kostbar wirkenden elfenbeinfarbenen Briefbogen heraus. Er warf einen Blick auf die paar Zeilen, die darauf geschrieben standen, und legte das Blatt dann auf seinen Schreibtisch. »Das ist also eine Einladung von Mrs. Darnley zu einem festlichen Abendessen, wobei ich die Ehre haben werde, Señor Rafael Santora kennenzulernen«, sagte er. »Ich kenne Mrs. Darnley, und ich weiß auch, daß sie euch nicht ohne Grund mit dieser Einladung zu mir schickt.«
Bob grinste und übergab Mr. Hitchcock einen Schnellhefter. »Das hier könnte man wohl eine Geheimakte nennen«, sagte er. »Aber wir haben Señor Santora gesagt, Sie interessierten sich für den Fall, und Sie würden die Angelegenheit vertraulich behandeln.«
»Na, da nimmst du ja einiges vorweg«, sagte Alfred Hitchcock und öffnete den Aktenumschlag.
Die Jungen warteten schweigend, während Mr. Hitchcock Bobs maschinengeschriebenes Protokoll zum Fall des Zauberspiegels las. Schließlich wandte der Regisseur das letzte Blatt des Berichts um, worauf Bob unter der Überschrift »Streng geheim – nur für Mr. Alfred Hitchcock bestimmt« die wahren Hintergründe jener üblen Erpressungsaffäre in südamerikanischen Hochfinanz- und Wirtschaftskreisen kurz umrissen hatte. Alfred Hitchcock nickte augenzwinkernd und legte den Zeigefinger in stumm-beredter Geste an die Lippen. »Es lebe Ruffino!« sagte er, wobei er ein

Lächeln nicht unterdrücken konnte. Dann sah er den Ersten Detektiv an.
»Ich nehme an, bei der Erwähnung des Fotos konntest du das Geheimnis des Spiegels erraten – und auch das Versteck«, sagte er.
»Ja«, bestätigte Justus. »Als Señor Santora erzählte, wie sein Onkel mittels eines Fotos erpreßt wurde, da war mir klar, daß das Negativ irgendwo stecken mußte. Da wir den ganzen Spiegel bereits vorher zerlegt hatten, war das einzige noch denkbare Versteck unter den aufgeklebten Etiketten – die Firmenschildchen der Werkstätten, die den Spiegel dann und wann instandgesetzt haben. Manolos hatte sein Beweismaterial – die Aufnahme und die alten Zeitungsausschnitte – auf Mikrofilm reproduzieren lassen, weil normale Filmnegative zu groß sind, als daß man sie unter einem Klebeschild verstecken könnte. Jedes Jahr löste Manolos einfach das Schild über dem Mikrofilmstreifen ab, stellte neue Abzüge für García her – wir haben inzwischen erfahren, daß Manolos in seinem Haus eine Dunkelkammer besaß –, und dann verbarg er den Filmstreifen wieder unter einem neuen Etikett. Vermutlich hatte er eine Serie solcher Schilder gestohlen oder sie sich einfach drucken lassen.«
»Es überrascht mich, daß er Juan Gómez in diesem Maße vertraute«, sagte Alfred Hitchcock. »Der Mann gab sich doch eindeutig als ganz übler Krimineller zu erkennen. Warum hat Manolos ausgerechnet Gómez anvertraut, daß der Beweis sich am Spiegel befindet?«
»Das werden wir nie genau erfahren«, sagte Justus. »Gómez verweigert jede Aussage. Vielleicht hat Manolos Gómez früher damit bei der Stange gehalten, daß er ihm versprach, ihm eines Tages das Geheimnis zu verraten. Vielleicht hat Gómez im Laufe der Jahre auch einfach erraten, daß der Spiegel der Ausgangspunkt von Manolos Macht war. Gómez half ihm möglicherweise alljährlich beim Abnehmen des Spiegels, obwohl ich als sicher

annehme, daß ihm verborgen blieb, was sich anschließend abspielte.«
»Eigentlich ein Riesenaufwand wegen eines Streifens Mikrofilm«, meinte der Regisseur. »Den hätte er doch auch anderswo verstecken können.«
»Manolos hatte eben viel Phantasie«, sagte der Erste Detektiv. »In seinen Taten zeigt sich eine gewisse Poesie des Bösen. Ursprünglich benutzte er den Spiegel, um das arme Dienstmädchen in Madrid zu einem Verbrechen zu veranlassen. Dieses Verbrechen machte er sich zunutze, um García in die Sache zu verwickeln, und das García belastende Beweismaterial verbarg er dann an eben jenem Spiegel.«
»Das entbehrt nicht eines gewissen Reizes«, sagte Alfred Hitchcock. »Und was hält die Polizei von der ganzen Geschichte?«
»Man hält Gómez für nicht zurechnungsfähig«, sagte Peter, »und Sie können mir glauben, daß niemand diese Version antastet.«
Alfred Hitchcock nickte. »Und ich bin sicher, daß Gómez eine gute Weile in Verwahrung kommt. Nun sagt mir noch, wie Gómez es schaffte, Santoras Hotel zu finden. Und wie kam es, daß Santora genau zur rechten Zeit in diesem Lagerhaus in San Pedro auftauchte?«
»Señor Santora und Gómez waren sich schon die ganze Zeit gegenseitig auf der Spur«, erklärte Justus. »Jeder hatte Angst, der andere könne sich den Spiegel als erster sichern. Wahrscheinlich fand Gómez heraus, daß Santora in der Stadt war, weil er ja das Haus Darnley beschattete. Vielleicht sah er einmal, wie Santora Mrs. Darnley besuchte, und ging ihm dann bis zu seinem Hotel nach. Er wußte, Santora würde ihm in den Rücken fallen, also entschloß er sich zu dem Überfall. Santora wiederum entdeckte, wo sich Gómez aufhielt, indem er in einer Weise vorging, die wir uns zeitlich nicht leisten konnten. Er mietete sich einen Wagen und fuhr kreuz und quer im ganzen Bezirk Silverlake umher, bis er herausbekam, wo Gómez' Verwandte

wohnten. Und indem er von dort aus Gómez Spur aufnahm, erfuhr er von dem leerstehenden Bauernhaus in San Fernando Valley, obwohl er damals noch nicht wußte, weshalb Gómez sich dafür interessierte. Am Tag seiner Entlassung aus der Klinik fand er schließlich heraus, daß Gómez in diesem Bauernhaus war, wußte jedoch nicht, daß Jeff drinnen war. Er sah nur Gómez' Wagen vor dem Haus geparkt und fuhr ihm dann bis nach San Pedro nach.«

»Da hatte Señor Santora aber Glück«, sagte Alfred Hitchcock. »Gómez hätte ihn immerhin umbringen können. Aber was ist mit dem Zauberkünstler Baldini? Ich glaube, den Namen habe ich schon einmal gehört.«

Justus Jonas lachte leise. »Baldini war für Santora kein Unbekannter. Er hatte ihn in Ruffino auftreten sehen. Baldini war unter anderem auch ein Entfesselungskünstler. Santora hat uns erzählt, daß er einmal zuschaute, wie man Baldini Handschellen anlegte und ihn mit Ketten fesselte, die mit Vorhängeschlössern gesichert wurden. Binnen drei Sekunden hatte Baldini alle Schlösser gesprengt und sich befreit. Santora wußte also genau, daß Baldini in ein Haus gelangen konnte, das so hervorragend gesichert war wie Mrs. Darnleys Villa. Santora fand dann Baldini auf sehr einfache Weise. Er rief Agenten an, die Künstler für Nachtklubs vermitteln, bis er auf Baldinis Manager stieß. Erst nahm er an, Baldini müsse sich ins Haus und wieder ins Freie schleichen, um als Phantom im Spiegel aufzutreten. Aber Baldini hatte ja Drakestar noch gekannt, und daher waren ihm die Geheimtür wie auch der verborgene Raum unter der Bibliothek bekannt. Also ließ er sich einfach dort häuslich nieder. Santora bezahlte ihn großzügig, und Santora überzeugte ihn, daß er sich lediglich einen Spaß mit Mrs. Darnley zu machen gedachte. Armer Baldini. Als wir die versteckte Tür fanden und die Treppe herunterkamen, ging ihm plötzlich auf, daß solche Späße überhaupt nicht komisch sind. Bei seiner Flucht aus dem Haus fand er

sich in eine Sache verwickelt, die ihm einfach zu heiß war. Er zog also aus seiner Pension aus und ging auf Tauchstation. Er wollte weder uns noch Santora jemals wieder unter die Augen kommen. Mrs. Darnley trägt ihm allerdings nichts nach. Sie gab in einem Fachblatt für Varietékünstler und in einem Magazin in Hollywood Anzeigen auf, um ihn auf diese Weise wissen zu lassen, alles sei vergeben und vergessen. Er wird übrigens an dem festlichen Essen auch teilnehmen. Er wird Drakestars Umhang tragen und Drakestars berühmte Nummer vorführen – er wird sich mit Hilfe der Geheimtür unsichtbar machen.«

»Ja, und diese Tür muß eine ganz hervorragende Konstruktion sein«, sagte Alfred Hitchcock. »Die würde ich mir mit Hochgenuß anschauen.«

»Das können Sie, wenn Sie die Einladung annehmen«, meinte Peter.

»Sehr verlockend«, fand Alfred Hitchcock. »Und ich darf wohl annehmen, daß Henry Anderson, der großartige junge Brotverkäufer, keinen Rüffel von seinem Vorgesetzten hinnehmen mußte?«

»O, nein. All die Polizisten, die da in dem Lagerhaus in San Pedro im Einsatz waren, bekamen mit einem Mal mächtigen Hunger und kauften Henry all seine Ware ab. Sein Chef war hochbefriedigt, als er mit dem leeren Lieferwagen zurückkam.« Peter grinste und fuhr dann fort: »Henry hat sich aber inzwischen überlegt, daß ihm die Brotbranche zu ruhig ist. Er will Privatdetektiv werden! Mrs. Darnley hat ihm zugesagt, ihn bei diesem Ziel mit allen Mitteln zu unterstützen.«

»Ausgezeichnet«, sagte Mr. Hitchcock. »Und ihr könnt sicher sein, daß ich die wahren Tatsachen, die ich von euch erfuhr, streng vertraulich behandeln werde. Mein Kompliment übrigens zu dieser phantasievollen Umarbeitung der Affäre. Wenn es euer Ruffino schon nicht gibt, so ist es doch gut erfunden.«

»Dankeschön«, sagte Justus Jonas.

»Wenn ich zu diesem Essen gehe, werde ich dann auch den Zauberspiegel sehen können?« erkundigte sich Mr. Hitchcock.
Justus nickte. »Aber er hängt dann nicht mehr in der Bibliothek«, erklärte er. »Señora Manolos kommt nämlich hierher, und sie haßt diesen Spiegel, und deshalb ließ ihn Mrs. Darnley in die Geheimkammer schaffen. Ich glaube, Mrs. Darnley ist der Spiegel auch nicht ganz geheuer. Immerhin hat sie seinetwegen beinahe Jeff verloren. Und dann . . .«
Justus hielt inne und starrte mit leerem Blick vor sich hin.
»Nun erzähl mir bloß nicht, daß sie Angst vor dem Spiegel hat!« sagte Alfred Hitchcock.
»Nein. Im Grunde nicht. Aber Gómez behauptete ja, er hätte darin etwas gesehen und . . . immerhin hatte das für Gómez verheerende Folgen, nicht? Jetzt ist er hinter Gittern, und wird nicht so bald wieder freikommen.«
»Und was ist deine eigene Meinung?« fragte Alfred Hitchcock.
Justus grinste. »Ich finde das Ding einfach scheußlich, und wenn es mir gehörte, dann würde ich es auch im Keller verschwinden lassen.«